SAMHABER



Kriegsfinanzierung – einst und jetzt. Nicht nur der äußere Wandel der Formen, sondern auch das innere Gesetz der Entwicklung wird hier allgemeinverständlich geschildert.

G. A. Gloeckner · Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Die Finanzierung der Kriege

hat den Staatsmännern schon häufig größere Sorgen bereitet als die Abwehr der Feinde den Feldherren. An finanziellen Schwierigkeiten sind mehr hochfliegende Pläne gescheitert als an dem bewaffneten Widerstand der Gegner. Immer neue Formen wurden gesucht, um die Aufbringung der Mittel sicherzustellen, die für die nationale Verteidigung notwendig waren.

Dem Wandel der Formen der Kriegsfinanzierung im Laufe der Geschichte will dieses Büchlein nachgehen. Ohne auf die technischen Einzelheiten einzugehen, die nur den Finanzsachverständigen interessieren, entwirft es ein

**lebendiges Bild
von den Finanzierungssorgen
der Völker und Staaten**

seit den frühesten Tagen der Geschichte. Von den Babyloniern, den Ägyptern, den Persern und den Griechen zu den Römern, über das Mittelalter zu den modernen Großstaaten verfolgt es das Bestreben, im Krieg eine größtmögliche Macht ins Feld zu stellen, aber auch die finanziellen Rückschläge, die unvermeidlich waren. Das Buch führt auch in die inneren Probleme der früheren Finanzierungen ein, in die wirtschaftlichen und technischen Zusammenhänge jener Zeiten und weist nach, daß durch die Entwicklung der modernen Wirtschaft sich die Probleme verändert haben. Der Weltkrieg brachte zum ersten Male den Materialkrieg mit finanziellen Ansprüchen, neben denen alle früheren Aufgaben verblassen. Die Kosten des Weltkrieges erreichten fast astronomische Ziffern, und dennoch schien das Problem der Finanzierung dieses Krieges geringer als jemals zuvor eine Kriegsfinanzierung. Erklärt wird diese eigentümliche Erscheinung nur durch die Veränderung, die sich in der gesamten Wirtschaft vollzogen hat. Diese Zusammenhänge klarzustellen und nicht nur den äußeren Ablauf der Geschichte zu geben, sondern auch in die inneren Zusammenhänge einzuführen, ist ein besonderes Verdienst dieses Büchleins.

In dieser allgemeinverständlichen Darstellung wird uns auch die Aufgabe bewußt, die uns bei der Finanzierung des jetzigen Krieges obliegt.

Spannend und allgemeinverständlich

sind die nachstehenden Schriften, die in gleicher Ausstattung wie das vorliegende Büchlein erscheinen:

Das verlassene englische Pfund

Von Dr. Karl Otto
Preis etwa *RM* 2.—

Die Probleme des Geldwesens stehen gegenwärtig im Vordergrund des Interesses. Das Geld, eine Schöpfung des vorwärtsstrebenden Menschengeistes, ist in der Mehrzahl der Länder zu einem der wichtigsten Instrumente jüdisch-kapitalistischen Machtstrebens erniedrigt worden. Das erkennen immer weitere Kreise. Daher wollen sie sich mit den Fragen des Geldwesens in viel stärkerem Maße als früher beschäftigen.
Dr. Otto behandelt das Schicksal der Sterlingwährung und legt dar, wie sich hier der mehr und mehr zunehmende wirtschaftliche Verfall Großbritanniens zeigt. Das Buch, das zugleich eine Einführung in die Probleme Innenwert und Außenwert des Geldes, Inflation, Deflation sowie Devalvation bringt, ermöglicht auch dem Laien das Verständnis der Zusammenhänge auf dem so überaus wichtigen Gebiet des Geldwesens.

Außenhandel im Kriege

Von Dr. Walther Croll
Preis etwa *RM* 2.—

Die Schrift zeigt, wie in früheren Kriegen der Außenhandel der beteiligten und unbeteiligten Völker beeinflußt wurde, wie er in der friedlosen Zeit zwischen den beiden letzten Kriegen war und wie er sich in den ersten Monaten des neuen Krieges entwickelt hat. Dabei werden allgemeinverständlich leitende Gedanken und Grundlinien herausgearbeitet.

Weitere Bände in Vorbereitung

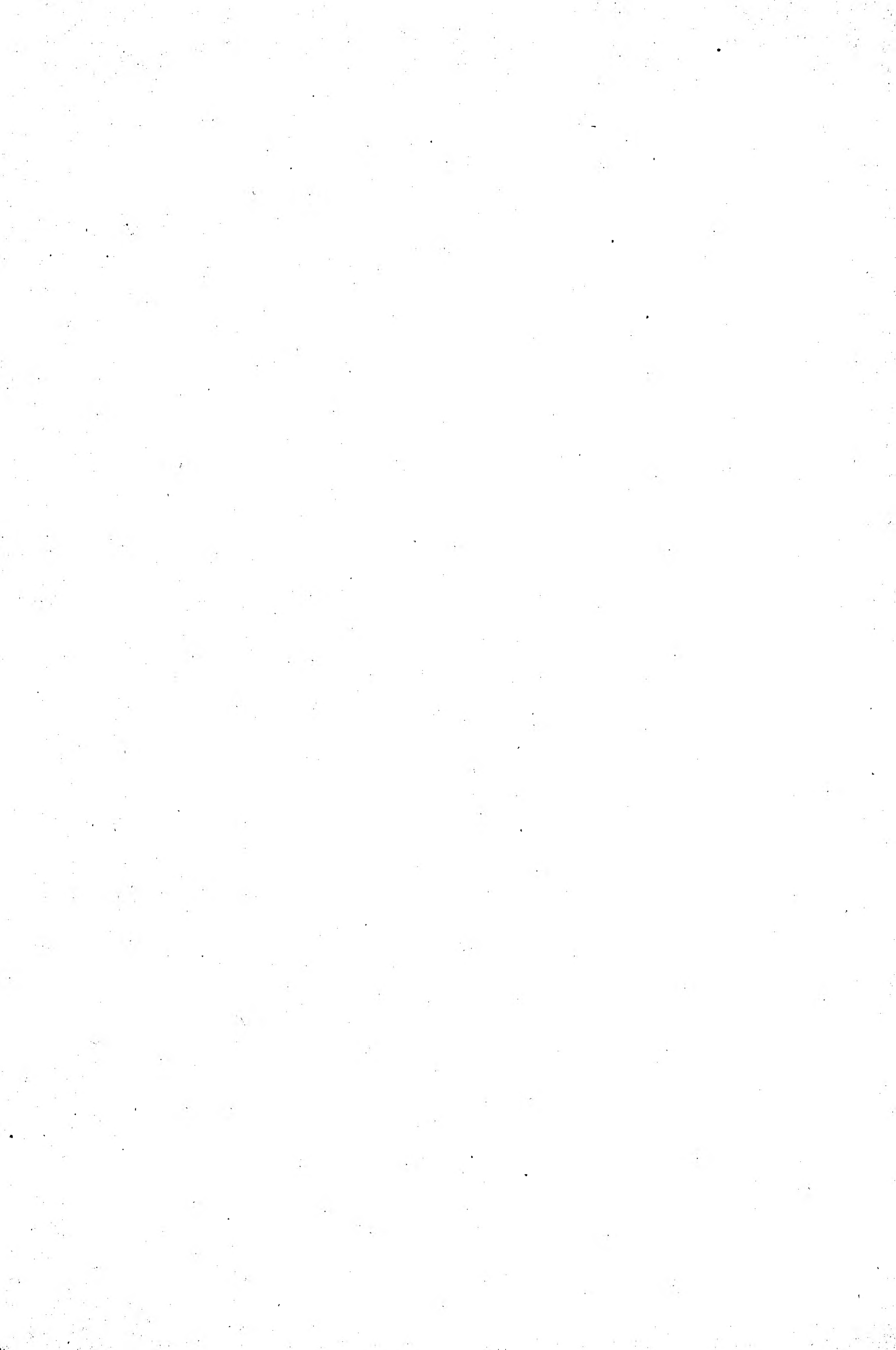
G. A. Gloeckner
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

ERNST SAMHABER

Wie werden Kriege finanziert?



G. A. Gloeckner / Verlagsbuchhandlung in Leipzig



Wie werden Kriege finanziert?

Von

Dr. Ernst Samhaber



1940

G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

I. Probleme der Kriegsfinanzierung

Es wird manchen geben, der sich die Frage vorlegt, ob die Finanzierung im Kriege überhaupt von Bedeutung ist. In dem Augenblick, da das Volk um seinen Bestand ringt, da nicht nur seine Grenzen und seine politische Stellung in der Welt, sondern auch das Eigentum und sogar das Leben jedes einzelnen in Gefahr ist, scheint es gleichgültig zu sein, wie die Finanzierung des harten Kampfes von den Finanztechnikern bewältigt wird. Das Geld hat einfach da zu sein, denn von den Waffen, den Kanonen und den Granaten hängt zu viel ab, als daß sie aus finanziellen Gründen fehlen dürften.

Das ist richtig, und dennoch werden wir immer wieder in der Geschichte sehen, daß das Problem der Finanzierung den verantwortlichen Staatsmännern fast mehr Sorgen bereitet hat als die Entscheidung der Waffen. In zahlreichen Fällen mußte die siegreich vordringende Armee zurückgerufen werden, nur weil das Geld ausgegangen war. Die leeren Kassen des Staates haben zum Ausgang eines Krieges häufig mehr beigetragen als aller Heldenmut der kämpfenden Truppe. Im Rate der Staatsmänner hatte das Wort des Finanzministers nicht selten ein stärkeres Gewicht als das des siegreichen Feldherrn. War das nur Kleinmut einer schwachen Zeit?

Wer das Problem der Finanzierung des Krieges für sich betrachtet, der kann leicht zu dieser Überzeugung kommen. Er sieht, daß der Soldat in der vordersten Front jede Entbehrung und jede Gefahr auf sich nimmt, daß er seine Gesundheit und sein Leben rückhaltlos einsetzt. Warum soll das Hinterland, die Heimat, nicht ähnliche Opfer bringen? Wenn Geld fehlt, so muß es eben aufgetrieben werden. Wie, das ist Sache der Federfuchser.

Zu dieser Einstellung wird der Soldat vor allem dann verleitet,

wenn er sieht, wie leicht die Beschaffung aller notwendigen Güter im eroberten Feindeslande ist. Da werden Kontributionen ausgeschrieben, da werden Requisitionsscheine ausgegeben, da werden im schlimmsten Falle die notwendigen Güter mit Gewalt genommen. Das Problem der Finanzierung scheint nicht zu bestehen. Nur in der Heimat wird auf die Pfeffersäcke, die satten Bürger und den landbesitzenden Adel Rücksicht genommen! Sie wollen sich an den Kosten des Krieges nicht beteiligen, obwohl gerade ihnen das am leichtesten fallen müßte.

So gesehen ist die Frage der Finanzierung ein politisches Problem. Es kommt dann nur auf den Willen des Staates an, alle Kräfte anzuspannen, alle Kreise zu den Kosten des Krieges heranzuziehen, alle Bürger in den Dienst des Vaterlandes einzusetzen. Wenn wir in der Geschichte beobachten, daß starke und mächtige Monarchen es nicht wagen, diese Grundsätze durchzuführen, daß sie lieber alles verlieren, Krone und Kopf, als daß sie die Tatkraft aufbringen, sich ihren Untertanen gegenüber durchzusetzen, so werden wir doch in der Beurteilung dieser Frage vorsichtiger sein müssen. Es kann nicht von der Einsicht und vom guten Willen der Staatsführung allein abhängen, ob und wie der Krieg finanziert werden kann. Die Probleme müssen verwickelter liegen, so daß die einfache klare und deswegen so herzerfrischende Betrachtungsweise des Soldaten in der Geschichte nur selten die Richtschnur für die praktische Kriegführung abgegeben hat.

Die Finanzierung ist nur ein Teilausschnitt aus den verschiedenen Fragen, die der Krieg aufwirft. Sie ist nur deswegen so wichtig, weil sich in ihr die meisten anderen Fragen widerspiegeln, die zu überblicken nur schwer und dem Laien häufig überhaupt nicht möglich ist. Nur ein Beispiel! Es sollen für das Heer soundso viel Spieße und Schwerter oder in späteren Zeiten Gewehre und Kanonen bereitgestellt werden. Eine Fülle von technischen Aufgaben liegt in diesen Worten. Es ist sehr viel einfacher, wenn wir sagen, daß soundso viel Gulden oder Dukaten aufgebracht werden müssen, indem wir nur den Preis der Waffe mit der Anzahl der gewünschten Stücke multiplizieren. Die Aufgabe der Finanzierung liegt dann darin, die ausgerechnete Summe aufzutreiben.

Es ist eine Annehmlichkeit des Geldes, daß man alle Leistungen, seien sie auch noch so verschieden, auf den einen Nenner des Geldes umrechnen kann. Ist diese Rechnung immer richtig? Das muß füglich bezweifelt werden. Noch soviel Gold kann die Zahl der Waffenschmiede nicht vermehren. Werden höhere Anforderungen an deren Leistungsfähigkeit gestellt, so können sie diesen Ansprüchen nicht gerecht werden. Im Falle, daß der Käufer eigensinnig auf seinem Verlangen besteht und sich nicht um die gegebenen Tatsachen kümmert, hilft sich die Wirtschaft dadurch, daß die Preise steigen. Dann wird die übermäßig gesteigerte Nachfrage durch die Preisverschiebung dem allzu geringen Angebot angepaßt. Bleiben wir bei unserem Beispiel: Wenn die Stadt nur tausend Spieße liefern kann, die bisher tausend Gulden kosteten, und nun kommt ein Käufer mit zweitausend Gulden, so erhält er nicht zweitausend Spieße, denn die gibt es nicht. Er muß nun für die tausend Spieße seine zweitausend Gulden bezahlen.
Das mag zunächst etwas theoretisch klingen. In der Geschichte werden wir diesen Vorgang immer wieder finden. Darin liegt das eigentliche Problem der Finanzierung. Es ist leichter, in Geld zu rechnen, in Zahlen, die festliegen, als in Gütern, die kaum zu überblicken sind. In der Finanzierung des Krieges kommt es jedoch auf die **Güter** an, nicht auf das Geld, und jedesmal, wenn ein Staat diesen Kernsatz jeder Finanzierung verkannt hat, mußte er seinen Fehler hart und schwer büßen. In seinen Händen zerrann ihm sein Geld, selbst wenn es gleißendes Gold war, wie einst dem König Midas der griechischen Sage, der trotz seines unendlichen Goldreichtums Hungers sterben mußte, weil alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte.
Wir wollen das Problem der Finanzierung daher einmal nicht von der Betrachtungsweise in Geld aus sehen, sondern in **Waren** und **Leistungen**. Dann werden wir vielleicht besser erkennen können, wo die Schwierigkeiten der Finanzminister gelegen haben, und wir werden dann mehr Verständnis für ihre Sorgen und Bedenken gewinnen. Der Krieg stellt eine dreifache Belastung der Wirtschaft dar. Einmal lähmt die feindliche Einwirkung einen mehr oder minder großen Teil der friedlichen Gewerbe. Das allein bedeutet schon einen empfindlichen Verlust. Auf der anderen Seite stellt der Krieg

neue Ansprüche, die befriedigt werden müssen. Es ist wohl die Aufgabe der Staatsführung, die in den friedlichen Berufen frei werdenden Kräfte der Befriedigung des Kriegsbedarfes zuzuführen; aber dagegen spricht vor allem die dritte Belastung: das Herausziehen der waffenfähigen Männer für den eigentlichen Kriegsdienst unter den Fahnen.

Welche Mittel hat nun der Staat, die Kräfte der Friedenswirtschaft in die Kriegswirtschaft hinüberzuführen? Zunächst liegt der Anreiz des Gewinnes nahe. Wenn er nur genügend hohe Preise bezahlt, heißt die alte Lehre, dann werden sich schon Verkäufer finden, die entweder die aufgespeicherten Vorräte hergeben, oder die sich mit allen Mitteln an die Herstellung neuer, dem Kriege dienender Waren machen werden. Geht der Staat von dieser zuversichtlichen Erwartung aus, dann kann seine Aufgabe nur sein, die notwendigen Summen aus der zusammengeschrumpften Friedenswirtschaft herauszupressen, um sie im freien Markt in seinem Sinne verwenden zu können. Dabei besteht vielleicht sogar die Hoffnung, daß die Steuerbelastung die Kaufleute zwingen wird, ihre Waren billiger abzustoßen, oder die Menschen williger machen wird, auch für einen geringen Entgelt zu arbeiten. Die hohen Getreidesteuern des zaristischen Rußlands ließen viele Bauern ihren Weizen billig verkaufen und selbst hungern, nur um den unersättlichen Steuerfiskus zu befriedigen. Die Kopfsteuern der Eingeborenen waren für die Engländer in Afrika und Indien das beste Mittel, um ohne Sklaverei die Farbigen zur Sklavenarbeit zu zwingen.

Betrachten wir jedoch den schwerfälligen Mechanismus, der durch die erhöhte Besteuerung und den Anreiz erhöhter Löhne und Preise ausgeübt wird, so werden wir uns nicht wundern dürfen, daß diese Form der Finanzierung nur sehr unvollkommen und vor allem sehr langsam arbeiten kann. Der Bauer, der mit unerschwinglichen Steuern belastet wird, schränkt seine Arbeit ein, die ihm nur neue Lasten bringt. Selbst der Anreiz künftiger Gewinne, die dazu noch vielfach nicht in seine Taschen, sondern in die des Zwischenhändlers fließen, reicht nicht aus, um den Rückgang an Arbeitslust auszugleichen, der aus der hohen Steuerbelastung erwächst. Steuern drosseln die Produktion. Sie sind dasjenige, was feststeht. Die Hoffnung

auf höhere Preise ist ein Versprechen, an das der Erzeuger selbst nicht glaubt. Er hat auch meist nicht den finanziellen Rückhalt, um die Preissteigerung abzuwarten. Er muß verkaufen, wenn der Gerichtsvollzieher oder Steuerpächter erscheint; wenn der Staat sich nicht einmischt, erscheint der Spekulant und kauft mit flüssigem Geld alles auf, um es dann teuer an den Staat weiterzuverkaufen, der erst auf dem Markt erscheinen kann, wenn er das Geld aus den unglücklichen Steuerzahlern herausgepreßt hat.
So wird dem Zwischenhändler durch das staatliche Vorgehen ein doppelter Gewinn zugeschanzt: Einmal wird sein Lieferant gedrückt, möglichst rasch und ohne Rücksicht auf die Marktlage abzustoßen, und auf der anderen Seite bewilligt kurze Zeit später, wenn die Steuern eingegangen sind, der Staat als Abnehmer jeden Preis, nur um die dringend gewünschte Ware zu erhalten. Die Gestalt des Kriegsgewinnlers werden wir in der Geschichte immer wieder finden. Wir finden ihn bei den alten Babyloniern so gut wie im Gefolge der römischen Heere und im Dreißigjährigen Kriege. Ihnen wird ein großer Teil der Schuld zugemessen, daß die Form der Finanzierung des Krieges durch Steuern unter Bewilligung willkürlicher Preise Not und Elend und Hungersnot verbreitet. Statt die eigenen Fehler zu bessern, werden die verantwortlichen Staatsmänner und Heerführer immer wieder die „bösen Spekulanten" der Volkswut preisgeben.
Ist aber die Besteuerung der breiten Massen anders durchzuführen als durch Kreditgewährung durch das Finanzkapital? Der Staat verlangt Geld, und das kann der Bauer oder der Handwerker nicht aufbringen. Er muß also verkaufen. Der wirkliche Verbraucher jedoch, der Staat, kann noch nicht kaufen, weil er erst das Geld durch die Steuern einnehmen muß. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß der Geldbesitzer inzwischen einspringt, und er wird es nur tun, wenn er einen entsprechenden Gewinn erhält. Das Problem der Finanzierung der Krieges besteht also darin, diesen kostspieligen Umweg über das Geld zu vermeiden, an die Waren direkt heranzukommen, durch den Schleier des Gelddenkens hindurchzustoßen und die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist: Das Bedürfnis des Staates nach bestimmten Gütern, die nur in unzureichendem Maße

vorhanden sind, auf der einen und die in ihrer Entwicklung gehemmte Friedenswirtschaft auf der anderen Seite.
Die Geschichte der Finanzierung der Kriege wird immer wieder das Bestreben der Staatsmänner und der Heerführer zeigen, sich vom Gelde und den Geldbesitzern frei zu machen. Der Soldat wird, wenn gute Worte nicht helfen, zur Gewalt greifen. Er wird im Feindesland und im Notfall im eigenen Lande die Güter selbst beschlagnahmen, die er braucht, und die Frage der Finanzierung den Bürokraten oder der Nachwelt überlassen. Das Land, das er militärisch beherrscht, hat laut Befehl soundso viel tausend Zentner Weizen, soundso viel Gewehre, soundso viel Pferde zu stellen. Und siehe da! Dieses neue System scheint ausgezeichnet zu arbeiten. Angstzitternd bringen die verschüchterten Zivilisten die gewünschten Güter, mögen sie auch jammern und klagen, daß die Kontribution weit über die wirkliche wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hinausginge. Aber der Rückschlag bleibt nicht aus.
Die Methode der gewaltsamen Beitreibung läßt sich meist nur einmal, selten zweimal, kaum häufiger anwenden. Der Bauer, dem der letzte Scheffel Korn erpreßt, dem die letzte Kuh aus dem Stall getrieben wurde, bebaut weder Acker, noch züchtet er Vieh. Er versteckt alles, was er noch hat, und zieht sich in die Wälder und Sümpfe zurück. Wenn der Steuerpächter erscheint, ist er nicht zu finden, oder er kann nichts mehr zahlen. Der Soldat, der in der ausgeplünderten Landschaft sitzt, muß schon zu sehr viel härteren Maßregeln greifen, um sich im kommenden Jahre noch einmal zu verpflegen. Statt die Wirtschaftstätigkeit anzuregen, damit sie sich den erhöhten Bedürfnissen des Krieges anpassen kann, haben die harten Kontributionen sie abgedrosselt. Statt mehr Steuern empfängt der Staat weniger. Wenn das städtische Gewerbe blühen soll, wobei es vom Lande durch reiche Zufuhren unterstützt werden soll, herrscht statt dessen Not und Hungersnot in der Stadt. Das ist dann stets der Augenblick, wenn der verantwortliche Staatsmann dem Landesherrn die Ohren volljammert, er möge doch die „zügellose Soldateska bändigen“, damit der Bauer wieder friedlich seinem Berufe nachgehen kann, den Boden zu bebauen. Dann pflegt es allerdings meist zu spät zu sein.

Wir sehen, daß die Finanzierung des Krieges nicht gelöst werden kann, wenn man sie als Teilerscheinung betrachtet. Es handelt sich weder allein darum, bestimmte Geldsummen aufzutreiben, noch darum, bestimmte Gütermengen an sich zu ziehen, sondern darum, die gesamte Volkswirtschaft vom Friedensbedarf auf den Krieg umzustellen. Darin liegt eine doppelte Belastung. Einmal wird die Zeit nur kurz bemessen sein, um diese Umstellung durchzuführen. Der Bruch, den die Kriegserklärung oder wenigstens die Kriegseröffnung bedeutet, ist so jäh, daß meist nicht die Zeit gegeben ist, in aller Ruhe den planmäßigen Umbau der Wirtschaft durchzuführen. Übrigens gilt das auch umgekehrt vom Friedensschluß. Auch da ist der Bruch so jäh, daß die Umstellung ähnliche und häufig nicht geringere Umwälzungen zur Folge hat. Wenn auch der Frieden gleichzeitig die Gegenwirkung des Feindes aufhören läßt, so daß die Wirtschaft sich freier entfalten kann, so fehlt ihm eines, was der Krieg in sich trägt: Die Hoffnung, daß dieser ungewöhnliche Zustand nicht lange andauern werde, daß in kurzer Zeit die Rückkehr in die alten Verhältnisse der Vorkriegszeit, in den Frieden, möglich würde.

Im Kriege tritt die Friedenswirtschaft zurück, aber sie verliert nicht jeden Wert. Beim Friedensschluß ist der Rückschlag für die Kriegswirtschaft ungleich schwerer, weil sie ihre Bedeutung fast ganz verliert, ohne daß die Friedenswirtschaft sofort so einspringen könnte wie bei Kriegsausbruch die Bestellungen des Staates. Hierin liegt der entscheidende Unterschied. Die Friedenswirtschaft bleibt unter wirtschaftlichen Gesetzen; die Kriegswirtschaft versucht, sich von ihnen frei zu machen. Sie strebt eine gewaltsame Lösung an, dazu noch auf kurze Frist, während die Friedenswirtschaft noch die Hoffnung auf die langsame, aber angeblich gesunde Entwicklung setzt.

Eine dreifache Hoffnung erfüllt die Kriegswirtschaft: daß die Dauer nur kurz sein werde, daß die erforderlichen Maßregeln sich ohne Schwierigkeiten durch den Staat über den Kopf und die Bedenken der Bürger hinweg durchsetzen lassen, und daß schließlich der endgültige Sieg alle Schwierigkeiten von selbst lösen werde, indem die „Finanzierung" dann dem besiegten Gegner aufgebürdet werden könne. Der Krieg ist keine wirtschaftliche Angelegenheit, sondern eine

politische. Wenn auch wirtschaftliche Gründe zu seinem Ausbruch beigetragen haben können, wenn er auch mit wirtschaftlichen Mitteln geführt wird, so wird die Führung des Krieges nicht durch wirtschaftliche Rücksichten bestimmt.
Krieg ist das Ringen zweier Völker. Alle Kräfte werden angespannt, um den Sieg zu erringen. Wirtschaft ist die friedliche Entfaltung der Kräfte einer Nation. Zwar werden auch hier alle Kräfte angespannt, aber nicht zu einem kurzfristigen Ziel, sondern um die Zukunft der kommenden Geschlechter zu sichern. Solange nur die Gegenwart bedacht wird, können wir nicht von Wirtschaft im eigentlichen Sinne sprechen. Weder im Paradies noch in den paradiesischen Gebieten der Tropen, wo die reifen Früchte den glücklichen Bewohnern in den Mund wachsen und die Menschen nicht einmal um die Bekleidung als Schutz gegen Kälte und Wetterunbilden besorgt zu sein brauchen, gelten die Gesetze der Wirtschaft. So scheinen sich Krieg und Wirtschaft zu widersprechen, mit dem Ergebnis, daß der Frieden nicht an den Krieg glauben will und daß im Krieg die Rücksicht auf den Frieden als unzeitgemäß abgelehnt wird.
An die Stelle des „economical man", des wirtschaftenden und an seine Zukunft denkenden Menschen, den einst die klassische Nationalökonomie nach dem Vorbild des schottischen Theoretikers Adam Smith zum Grundpfeiler aller Wirtschaftsbetrachtung gemacht hat, tritt der Staatsbürger, der „alles freudig setzt an seine Ehre". Diese seelische Umstellung der Menschen ist das eigentliche Problem der Finanzierung des Krieges. Wir sehen häufig, wie in der belagerten Stadt der Opfermut sich im glänzendsten Lichte zeigt, wenn die Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ist und wenn alle Hände sich regen, um aus dem vorhandenen Material ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Bedenken Waffen herzustellen. Da werden die Dachrinnen abgerissen, um aus dem Blei Kugeln zu gießen, da werden die Eisenstäbe verwandt, um daraus Waffen zu schmieden, da werden die Kirchenglocken eingeschmolzen, um aus der Bronze Kanonen zu gießen, da werden die Häuser gesprengt, die das Schußfeld behindern könnten.
Wenn dieser Geist erst die Bevölkerung ergriffen hat, schwinden alle Schwierigkeiten der Finanzierung. Dann bringen die Menschen

selbst freiwillig die letzten Reserven herbei, dann arbeiten sie ohne Entgelt Tag und Nacht. Dann spielen nur noch technische Erwägungen eine Rolle. Warum kann das nicht immer so sein? W i r t s c h a f t l i c h e s Denken ist Denken auf l a n g e F r i s t. Keine Nation kann auf dieses Denken verzichten. Selbst wenn sie um den Bestand, um das nackte Leben ficht, muß sie daran denken, die Sicherheit der kommenden Geschlechter nicht zu gefährden. Dieses natürliche Bewußtsein ist so stark, daß es nur in seltenen Fällen und für kurze Zeit ganz zurückgedrängt werden kann, eben nur dann, wenn die Gefahr groß und sichtbar vor den Toren der Stadt steht.
Der Staat braucht den „economical man", er kann ihn nicht entbehren. Ohne den zähen Erwerbssinn, ohne die eiserne Sparsamkeit, die an die Zukunft denkt, ohne den sorgenden Familienvater und die sparsame Hausfrau, die für die Kinder sammelt, ist das Schicksal der Nation besiegelt. Jedesmal, wenn der Finanzminister die Steuerschraube so stark angezogen hat, daß der Sparsamkeitswille und der Erwerbssinn abgedrosselt wurden, waren eine sinnlose Verschwendung und tiefes Elend die unvermeidliche Folge. Dann wurde vielleicht der Krieg gewonnen, aber der Frieden verloren.
Es kommt bei der Finanzierung des Krieges nicht nur darauf an, daß der Staat dem Bauern die Scheuern leert und das letzte Stück Vieh aus dem Stall holt. Der Bauer muß auch weiterhin pflügen und säen. Sonst legt sich der Schatten der Hungersnot auch über das siegreiche Land. Wenn die Truppen der feindlichen Mächte sich gegenüberliegen, muß der Bauer unbeirrt die Furchen ziehen können, die die Saat aufnehmen sollen. Aus ihr soll nach Monaten die Ernte sprießen, die die Krieger ernähren wird, wenn sie aus dem Felde zurückkehren und wieder essen wollen. Der Bauer kann vorübergehend die Pflugschar aus der Hand legen. Wollte er seine Scholle verlassen und mit dem Schwert in der Hand gegen den Feind ziehen, so müßte er verhungern, wenn er nach siegreichem Kampfe zurückkäme, und niemand hätte das Feld bebaut.
So wird der verantwortungsbewußte Finanzminister nur bis zu einer gewissen Grenze den O p f e r s i n n wachrufen. Er wird den Geist des wirtschaftenden Menschen schonen, weil er ihn für später braucht. Das Problem der Finanzierung des Krieges besteht so ge-

sehen darin, das rechte Maß zu halten zwischen der restlosen Erfassung aller vorhandenen Mittel und Kräfte für den vollen Einsatz im Kriege und der pfleglichen Behandlung des Wirtschaftsgeistes, des vielleicht manchmal in großen Zeiten kleinlich anmutenden Erwerbssinnes und Spardranges. Wo die Grenzen des Staatseingriffes liegen, wird nicht immer leicht festzustellen sein. Das hängt ab von den wirtschaftlichen, sozialen und häufig auch moralischen Verhältnissen des betreffenden Volkes. Die Bedingungen des Einsatzes in der Abwehr feindlicher Angriffe haben sich im Laufe der Geschichte stark gewandelt. Wir wollen ihnen jetzt in großen Umrissen einmal nachgehen.

II. Die primitiven Formen

Das Altertum hat bereits gewaltige Großreiche gesehen. Ägypten umfaßte außer dem Niltal den Sudan im Süden und Palästina und Syrien in Asien. Die Könige der Assyrer herrschten über Mesopotamien, Syrien und vorübergehend über Ägypten. Die Perser übernahmen nicht nur diese Erbschaft, sondern erstreckten ihre Macht über das Hochland von Iran, über den Süden des heutigen Turkestan, über Kleinasien und die Randgebiete des Schwarzen Meeres. Alexander der Große herrschte noch dazu über Griechenland und Makedonien und besiegte sogar die Inder. Das römische Reich umfaßte dann außer den Mittelmeerländern Gallien, Britannien und wesentliche Teile von Germanien.

Diese Reiche sind mit der Gewalt der Waffen zusammengeschmiedet worden. Nur mit der Macht der Waffen konnten sie gehalten werden. Das führte zu einer derartigen finanziellen Belastung, daß wir fast immer wieder feststellen können, daß sie unter der Last der Finanzierung der Kriege zusammengebrochen sind. Es hat in diesen großen Reichen das Geld gegeben — eine alte Errungenschaft der ersten Bewohner des Zweistromlandes des Euphrat und Tigris. Aber dieses Geld spielte nur eine untergeordnete Rolle. Die Finanzierung des Krieges erfolgte noch in überwiegendem Maße in Sachwerten.

Die Anforderungen des Krieges im Altertum ließen sich noch recht gut überschauen. Der Staat stellte eine bestimmte Menge von Kriegern ins Feld. Diese verlangten eine bestimmte Menge von Schwertern, Spießen, Rüstungen und Schilden, ferner eine ausreichende Verpflegung sowie gewisses Belagerungsgerät. Der Vorteil der Großreiche bestand darin, daß sie in Friedenszeiten einen genügenden Vorrat an diesen Waffen ansammeln konnten, die meist dem Monarchen und seiner Leibwache gehörten. Wenn dann der Heerkönig mit seinen Bewaffneten auszog, arbeiteten die städtischen Handwerker fleißig daran, die geleerten Vorratshäuser wieder aufzufüllen. Die Bauern der Umgebung lieferten die notwendigen Lebensmittel, um die städtischen Handwerker zu unterhalten. Die Rohstoffe wurden entweder in staatlichen Bergwerken durch Gefangene (Kriegsgefangene oder Verbrecher) gefördert oder aus dem Auslande im Austausch gegen städtische Luxusgüter eingetauscht.
Es bedeutete eine völlige Wendung in der Kriegführung, als im letzten Jahrtausend vor Christi Geburt die griechischen Söldner auftauchten. Sie stellten von sich aus ihre Waffen, und das waren noch dazu die gefürchteten Eisenwaffen mit den langen Schwertern und den schweren Rüstungen. Die „Unternehmer" traten auf, Berufssoldaten, die sich und ihre Ausrüstung zur Verfügung stellten. Damit war aber das Problem der Finanzierung nicht gelöst, sondern in unvorstellbarer Weise erschwert. Womit sollte man die Söldner bezahlen? Sie verlangten nicht Sachwerte, sondern Gold.
Bis dahin hatte jedes Volk seine waffenfähigen Männer aufgeboten, es hatte seine Waffen gezählt und aus den Lagerhäusern die Mengen an Lebensmitteln und Kleidungsstücken genommen, die vorhanden waren. Damit lag nicht nur die Kampfkraft, sondern auch die Finanzkraft fest. Jetzt kamen die verlockenden Angebote von außen, auf Kredit, vielfach sogar gegen Versprechen auf Kosten der zu besiegenden Feinde, ein starkes Heer ins Feld zu stellen. Das dazu notwendige Kapital hatten die Söldner durch ihre früheren Kriegszüge, also meist durch Räuberei und Gewalt, erworben. Vor allem lockten die reichen Handelsstädte im östlichen Mittelmeer, die vom Austausch der Rohstoffe des westlichen Mittelmeeres mit den Industriestädten der alten Kulturgebiete lebten.

Auch die kriegerischen Raubscharen lebten von den vorhandenen Vorräten, nur daß sie die fremden Lager auch ohne die Zustimmung der Besitzer mitbenutzten. Dazu kam noch die Überlegenheit der Eisenwaffen, die sie aus Mitteleuropa mitgebracht hatten, und die den Bronzewaffen des östlichen Mittelmeeres überlegen waren. Aber wie sollten diese wilden Kriegsvölker bezahlt werden? Während des Krieges blieb die Hoffnung, daß die zu erwartende Beute groß genug sein würde, um alle Ansprüche der Söldner zu befriedigen. Das Problem trat erst nach dem Kriege oder bei einem langen Hinschleppen des Kriegsverlaufes hervor. Dann war guter Rat teuer. Meist endete das damit, daß der Herrscher seinen Truppen Land anbot, das er seinen Untertanen wegnahm, oder aber es kam zu Zusammenstößen, und die Krieger nahmen sich, was sie wollten.
Es ergibt sich in der Geschichte eine doppelte Eigentümlichkeit. Ein Volk, das erst einmal angefangen hat, sich auf Söldner zu stützen, kommt kaum wieder dazu, ein eigenes Heer aufzustellen, und umgekehrt sind die meisten Völker, die eine große Zahl ihrer Söhne als Söldner ins Feld schickten, nicht in der Lage gewesen, selbst einen großen und mächtigen Staat aufzubauen. Sie haben selbst das Problem der Finanzierung nicht lösen können. Das beste Beispiel sind die G r i e c h e n. Sie waren lange gefürchtet als Krieger, aber jede Stadt bildete ein eigenes Gemeinwesen. Die Polis, nicht der Staat, war die Lebensform des griechischen Altertums. Erst unter dem Eindruck der persischen Gefahr schlossen sich die verschiedenen Städte in festeren Bünden zusammen, die teils unter dem Einfluß von Sparta (Peloponnesischer Bund), teils dem von Athen (Delischer Bund) standen.
Die Griechen sind stolz darauf gewesen, daß sie die Beiträge zur Finanzierung des Krieges „freiwillig" aufbrachten im Gegensatz zu den despotisch regierten persischen Untertanen. Das Problem war auch bei ihnen einfacher. Sie stellten eine verhältnismäßig begrenzte Zahl freier Bürger dar, eine Aristokratie, die dazu noch über sehr große Mengen von Sklaven verfügte. Jeder dieser Bürger besaß eine gute Waffenrüstung, wie die soziale Gliederung sehr stark von der kriegerischen Ausbildung und Ausrüstung bestimmt wurde. Diese kleine Schicht war leicht für kürzere Zeit aufzubieten, denn die eigent-

liche Arbeit verrichteten weiterhin die Sklaven. Dazu kamen noch die Goldschätze, die in den Tempeln für den Ernstfall aufgehoben wurden. Der Reichtum der Städte stammte aus den Gewinnen des Handels und der städtischen Gewerbe.

Die Grenzen zeigten sich erst, wenn ein größeres Heer auf längere Zeit in weiter Entfernung unterhalten werden mußte. Dann drängten die Familienväter nach Hause, wo niemand die Sklaven beaufsichtigte, wo Handel und Wandel stockte; waren die aufgehäuften Vorräte an Waffen und selbst an Gold zur Bezahlung der Einfuhr von Lebensmitteln über See erschöpft, so brach das überlastete städtische Gemeinwesen zusammen. Zunächst einmal begannen die „Bundesgenossen" zu murren, daß sie zu hohe Abgaben an den Bund zu zahlen hätten. Es mußten Zwangsmaßregeln ergriffen werden, um die widerspenstige Stadt in den Gehorsam zurückzuführen. Dann murrte das eigene Volk. Die ganze griechische Geschichte ist angefüllt von den schweren Rückschlägen, die sich immer wieder aus der Überspannung der finanziellen Leistungsfähigkeit ergaben.

Die Großreiche im Osten standen auf breiterer Basis, aber sie waren eher noch schlechter daran. Sie konnten verhältnismäßig leicht größere Überschüsse an Getreide liefern, aber dann ergab sich die Verkehrsschwierigkeit. Es war nicht möglich, etwa die persische Armee, die in Griechenland stand, aus mesopotamischem Getreide zu versorgen. Entweder es gelang, im Feindesland selbst die Versorgung mit Lebensmitteln sicherzustellen, oder aber es mußte Weizen zu sehr hohen Kosten aus den alten Kornkammern, etwa den Ufern des Schwarzen Meeres, herangebracht werden.

Die Zwischenhändler im östlichen Mittelmeer waren die Griechen. Nur die syrischen Städte konnten sich mit ihnen vergleichen, und diese mußten die persischen Großkönige behutsam anfassen, denn von ihrer Mitarbeit hing die Überlegenheit zur See ab. Finanziell waren daher die Perser einfach nicht in der Lage, den Krieg in Griechenland lange zu führen, weil die Finanzierung nicht durch Sachwerte, sondern ausschließlich durch Geld, also Tauschwerte des Seeverkehrs, erfolgen konnte. Die Überlegenheit Alexanders des Großen bestand darin, daß er ein verhältnismäßig kleines Heer führte, dessen

Überlegenheit in der Führung und in der Ausrüstung des einzelnen Mannes beruhte. Mit diesem Heer hat er zunächst die Finanzkräfte des Gegners, die Mittelmeerhäfen, vernichtet. Dann konnte sein Gegner Darius noch so große Mengen von Menschen aufbieten, aber er verfügte nicht über die notwendigen Ausrüstungen, um den Riesenheeren den Sieg gegenüber dem kleineren Alexanderheer zu sichern. Nach seinem Siege bei Issus, also noch im Bereich des Mittelmeeres, konnte Alexander ins Herz des Feindes hineinstoßen, ohne ernstliche Gefahr zu laufen.

Die Römer haben ihr großes Reich auf dem Aufgebot der eigenen Söhne aufgebaut. Das Volksheer, in dem jeder seinen Platz hatte, brachte ihnen den Sieg über Karthago, das fremde Söldner bezahlen mußte. Wenn Krieg war, trat der römische Bürger mit seinen Waffen an, die er sorgfältig gepflegt hatte. Er verließ die heimatliche Scholle, die er bis dahin bebaut hatte, um sie mit dem Schwert in der Hand zu verteidigen. Es war daher sehr schwer für ihn, wenn der Krieg lange dauerte, so daß die Bebauung des Bodens verhindert wurde. Bis zu einem gewissen Grade konnten die Kriegsgefangenen als Sklaven einen Ersatz bieten. Voraussetzung war jedoch, daß die Kriege siegreich waren. Wenn ein Söldnerheer wie das des Pyrrhus jahrelang im Felde stand, mußte der Krieg für die römischen Bürger sehr schwer fallen; aber wie lange konnte der Gegner ein solches Heer bezahlen? Selbst Pyrrhus mußte suchen, irgendwo einen reichen Auftraggeber zu finden, der ihn aus seinen Lebensmittelvorräten heraus ernährte. Die Zeit, die er aus diesem Grunde in Sizilien zubrachte, benutzte Rom, um seine daniederliegende Wirtschaft wiederherzustellen. Solange es im Gegensatz zu seinen Feinden den Krieg aus der eigenen Kraft führte, war für sein Schicksal entscheidend nur die Bestellung der Äcker und die Herstellung von Waffen, und dabei können wir noch feststellen, daß in diesen der Verbrauch verhältnismäßig gering war. Das änderte sich erst, als Rom im Ersten Punischen Kriege die Seeherrschaft an sich riß.

Die Kriegsflotte verlangte sofort sehr viel größere Summen. Die Schaffung der leistungsfähigen Flotte mitten im Kriege stellt daher eine besondere Glanzleistung der römischen Finanzierung dar, die sich aus der klugen Politik erklärt, die Hilfe der griechischen Städte

teils durch Überredung, teils durch Gewalt zu sichern. Im Zweiten Punischen Kriege wurde zum ersten Male die Lebensmittelversorgung Roms selbst ernstlich bedroht. Das feindliche Heer stand über ein Jahrzehnt auf italischem Boden. Rom hat jahrelang fast ein Fünftel seiner Bevölkerung unter Waffen gehabt; die griechischen Bundesgenossen, voran die Städte Capua und Syrakus, waren abgefallen. Damals hat das römische Volk die Zähne zusammengebissen und durchgehalten, aber damals ging der römische Bauernstand zugrunde. Die großen Aufgebote an Kriegern waren schlecht ausgebildet und sicher auch schlecht ausgerüstet, sonst wäre die Niederlage von Cannä bei aller überlegenen Feldherrnkunst Hannibals nicht möglich gewesen. Als der Sieg errungen war, war das alte Rom nicht mehr. Auf der einen Seite war der Bauernstand versunken, auf der anderen eine Schicht von Kriegsgewinnlern und Spekulanten aufgestiegen, die nun bald im Senat den Ton angaben und sogar die alten Adelsfamilien zurückdrängten.

An die Stelle der Finanzierung aus eigener Kraft war die durch das Finanzkapital getreten. Die Lebensmittel wurden auf Kredit geliefert und dann aus der Beute der Kriege bezahlt. Kriegführen wurde ein Geschäft. Als später die Germanen als erster gefährlicher Gegner auftauchten, wurde durch Marius auch das alte Heerwesen umgestellt und an die Stelle des Volksaufgebotes die Söldnertruppe gesetzt. Die künftigen Kriege Roms werden jetzt auf Kredit geführt, wobei mächtige Geldgeber es verstehen, sich aus den eroberten Gebieten zu befriedigen, entweder indem sie selbst sich als Statthalter einsetzen lassen oder indem sie mächtigen Politikern oder hoffnungsvollen jungen Leuten Geld vorstrecken, die dann ihre Schulden einschließlich Wucherzinsen aus den unterworfenen Gebieten herauspressen. Der große Cäsar und sein Geldgeber Crassus sind ein gutes Beispiel.

Die Finanzierung schien unter diesen Umständen keine Schwierigkeiten mehr zu bieten. Es fanden sich immer Unternehmer, die alles vorstreckten und besorgten, und die dann scheinbar mühelos aus den vorhandenen Beutestücken befriedigt werden konnten. Aber diese Beutestücke waren schließlich Teile des römischen Reiches. Wurden sie leergeplündert, so litt das Reich. Als erst einmal die Grenzen

erreicht waren, war eine Beute nur noch durch einseitige Ausplünderung irgendeines besonderen Gebietes möglich, das „bestraft" werden mußte. Es gab Glücksfälle wie die Erbschaft von Pergamon oder große Zeiten, wenn etwa Ägypten sich aufgelehnt hatte und mit Abgaben belegt wurde. Aber es mußte der Augenblick kommen, wo alle aufgespeicherten Schätze *aufgebraucht* waren. Dann blieb nur noch der *Grund und Boden* selbst als Möglichkeit der Bezahlung übrig.

So wurden die Soldaten irgendwo zur Belohnung *angesiedelt*. Zuerst erhielten die Veteranen der siegreichen Feldherren, des Sulla, des Cäsar und des Augustus, Land zugewiesen, dann wurden die zu Kriegszwecken geworbenen Germanen mit Land abgefunden, und schließlich wurde das Reich als Beute den ausländischen Söldnerscharen hingeworfen. Das Kriegswesen kehrte zur ursprünglichen Form zurück; Soldaten und Ackerbauern wurden wieder die gleichen Personen, nur mit dem Unterschied, daß nicht mehr der Bauer wehrhaft wird und stolz die heimatliche Scholle verteidigt, sondern daß der Krieger das Eigentum über den Boden erwirbt.

Man kann sagen, daß die Völkerwanderung aus dem *Zusammenbruch der römischen Kriegsfinanzierung* erwachsen ist. Unfähig, den von den Hunnen gen Westen geschobenen Germanenvölkern ein eigenes Heer entgegenzustellen, mußten die römischen Kaiser sie in Dienst nehmen, und die Bezahlung kostete eine Provinz nach der anderen. War der Mut der Römer durch die rassische Zersetzung so geschwunden, wie wir das von manchen Geschichtsforschern hören, so daß sie einfach nicht in der Lage waren, den fremden Heeren zu widerstehen? Wenn wir genauer zusehen, so werden wir erkennen, daß schlimmer als der moralische Zusammenbruch der finanzielle war. Dort, wo sich ein Widerstand aufbaute, wurde er immer wieder durch die wirtschaftliche Not weggeschwemmt, und die Römer sind auch nicht in der Lage gewesen, die Söldnerheere richtig zu bezahlen. Die Folge waren die zahllosen Erhebungen der getäuschten Truppen.

Bezahlung in Land konnte nur jemanden locken, der kein Land besaß. Der Prozeß, der aus dem freien Bauern den entwurzelten Pächter, den halb versklavten Kolonen, geformt hatte, war noch nicht ab-

geschlossen, als die Völkerwanderung über das römische Reich hereinbrach. Das Problem lag in der Aufbringung der großen Mittel für die Unterhaltung eines stehenden Heeres und die Führung von Kriegen an den fernen Grenzen dieses gewaltigen Reiches. Die Steuern zerschlugen die römische Landwirtschaft und den römischen Staat. Sobald die fremden Provinzen ausgeplündert waren, mußte das eigene Volk von den Lasten des Krieges erdrückt werden. Jene Zeiten waren einfach nicht in der Lage, die großen Heere zu unterhalten, die zur Verteidigung eines so gewaltigen Reiches notwendig waren. Je größer die Willensanstrengung, desto sicherer war der Zusammenbruch.

Das sollten auch die Araber erfahren, die ihre Macht bis nach Spanien ausdehnten. Solange ihre Heere aus den arabischen Steppen und Wüsten im Vormarsch waren, schien das Problem der Finanzierung sie nicht zu belasten. Der unglückliche Feind bezahlte alles. Aber er bezahlte es nicht aus den Überschüssen, die nicht ausreichten, sondern aus der Substanz. Kaum waren die Araber „seßhaft" geworden, also kaum hatten sie die Grenze ihrer militärischen Leistungsfähigkeit erreicht, begannen die Klagen über ihre „Verweichlichung" und den Rückgang ihrer Kriegstüchtigkeit. Ihre Krieger lagen in den Militärgarnisonen und klagten über unzureichende Versorgung mit dem Notwendigsten. Es dauerte wenige Jahrhunderte, da sahen sich auch die Araber gezwungen, fremde Kriegerscharen in ihren Dienst zu stellen, die Türken, die dann sehr bald ebenfalls Aufstände entfesselten, ganz so wie einst die Germanen im römischen Reich.

Die Germanen haben sich damit begnügt, ihrer Kriegerschicht eine beherrschende Stellung in den unterworfenen römischen Provinzen zu geben. Sobald sie jedoch vom Lande auf die Dauer leben wollten, mußten sie den Kriegerberuf aufgeben und sich der Landwirtschaft zuwenden, die dann zu geringe Überschüsse abwarf, um damit eine größere Kriegführung zu ermöglichen. Wir kennen die Schilderung der arabischen Abordnung Harun al Raschids, die Karl den Großen besuchte und die feststellen konnte, wie die großen Kriege in Germanien und in Spanien die innere Kraft dieses ungefügen Reiches aufgezehrt hatten. Der Zusammenbruch des Frankenreiches unter

seinen Nachfolgern und deren Unfähigkeit, auch nur die Angriffe der kühnen Nordleute auf ihren Wikingerschiffen abzuwehren, geht nicht zuletzt auf die Überspannung der Wirtschaftskräfte durch den großen Reichsgründer zurück.
Übrigblieb nur das *örtliche Aufgebot der waffenfähigen Männer*, die ihr Leben wieder ganz aus der eigenen Arbeit, aus der Bebauung des Bodens ziehen mußten. Es war schon ein großer Vorteil der Neuordnung unter Heinrich I., dem „Städtegründer", daß wieder die soziale Schichtung durchgeführt werden konnte, wonach der Burgherr verpflichtet war, zu Pferd und gerüstet zu erscheinen, wofür ihm eine Schutzherrschaft über die übrigen Dorfbewohner zugestanden wurde. Daraus entwickelte sich das Lehnswesen, wenn wir von anderen Wurzeln etwa in der römischen Agrarwirtschaft absehen wollen. Da der Staat keine Überschüsse für seine Zwecke mehr frei machen konnte, wurde diese Aufgabe den örtlichen Gewalten übertragen. Nur eine umfassende Organisation war in der Lage, größere Beträge aus den breiten Massen der Bevölkerung herauszuziehen, ohne daß die Kosten der Eintreibung deren Ergebnisse überstiegen; das war die römische Kirche, denn sie verfügte in Bannstrahl und Ausschluß von den Sakramenten über Waffen, die wenig kosteten und sehr wirksam waren.
So wird das *Mittelalter* gekennzeichnet durch das *Lehnswesen*, das den Staat bindet, und den Gegensatz zwischen Kaiser und Kirche. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, größere Heere aufzustellen. Die Ritterheere waren klein, die Aufgebote der Bauern schlecht gerüstet und unfähig, gut ausgebildete Krieger aufzustellen, die den Berufssoldaten der großen Lehnsherren gewachsen waren. Selbst ein Friedrich Barbarossa war darauf angewiesen, daß ihm Heinrich der Löwe freiwillig Waffenhilfe leistete. Wenn er sich versagte, so blieb nur übrig, die örtlichen Gegner gegen den unbotmäßigen Lehnsmann aufzubieten und sie mit der moralischen Macht des Reiches zu unterstützen. Eine starke Armee von einheitlicher Führung konnte erst entstehen, als es wieder die Möglichkeit gab, die notwendigen Ausrüstungen und die Versorgung der aufgebotenen Truppen mit Geld zu bezahlen. Das Geld konnte dann überall eingetrieben werden und dorthin fließen, wo es gebraucht wurde,

ebenso wie es die notwendigen Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel dorthin lockte, wo das Geld als Käufer auftrat.
Wir finden diese Umwandlung zuerst am Mittelmeer. Das große Geheimnis der Kreuzzüge bestand darin, daß mit Hilfe der moralischen Wirkung der Kirche zum ersten Male in der abendländischen Geschichte wieder Geld in größerem Umfange für eine kriegerische Angelegenheit, für einen Kriegszug, angeboten und aufgetrieben wurde. Die Revolutionierung des Kriegswesens war ungewöhnlich, allerdings nicht immer im günstigen Sinne. Zunächst standen die Staaten vor unlösbaren Aufgaben, als sie versuchten, ihrerseits ähnliche Summen für ihre eigenen Zwecke aufzutreiben. Der Gegensatz zur Kirche verschärfte sich außerordentlich und führte zum Zusammenbruch der mittelalterlichen Kaiseridee, als Friedrich Barbarossa die lombardischen Städte besteuern wollte und sein Enkel Friedrich II. diese Pläne zu verwirklichen begann. In Frankreich konnte der König Philipp IV. zwar dem Templerorden die aufgespeicherten Schätze durch einen zweifelhaften Prozeß abnehmen und sogar einen Papst gefangensetzen, aber alle diese Anläufe führten nur zu vorübergehenden Erleichterungen, die mehr als ausgeglichen wurden durch die großen Schwierigkeiten, die im Inneren angesichts der neuen Steuerschraube entstanden. In England zwangen die empörten Barone ihren König Johann, die Magna Charta zu unterschreiben, wonach künftig Steuererhöhungen von ihrer Zustimmung abhängig sein sollten; in Frankreich riefen die großen Lehnsherren die Engländer ins Land, in Deutschland bemühte sich ein Reichstag nach dem anderen, das nötige Geld zusammenzubringen, um wenigstens die Angriffe der Hussiten abwehren zu können.
Überall war das Bewußtsein vorhanden, daß eine große Umwälzung kommen müsse, eine „Reform an Haupt und Gliedern", nicht nur in der Kirche, sondern auch in den Staatsfinanzen, damit diese den neuen Anforderungen gewachsen wären. Aber woher sollte sie kommen? Der Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter", bemühte sich vergeblich. Er kannte wohl die Schwächen seines Reiches, aber nicht das Allheilmittel. Er sah, daß gewisse Länder und Städte bereits in der Geldwirtschaft eine Möglichkeit der besseren Finanzierung besaßen, aber sobald er sie für seine Kriegführung einsetzen wollte,

sobald er den „Gemeinen Pfennig“ oder den „Türkenpfennig“ vom Reichstage verlangte, stieß er auf Ablehnung oder auf die sehr viel unangenehmere Vertagungstaktik. Andere Staaten sollten die moderne Finanzierung des Krieges durch Geld statt wie im Mittelalter durch Land und Sachgüter ausbilden.

III. Die Geldwirtschaft

Es läßt sich schwer sagen, wann eigentlich die Finanzierung des Krieges durch Geld an Stelle von Sachgütern begonnen hat. Es handelt sich dabei mehr um einen langsamen Übergang als um einen jähen Bruch mit den alten Formen. Zuerst haben die Städte den Rittern Geld gezahlt, damit sie in ihre Dienste träten, dann haben sie den Fürsten größere Summen vorgeschossen, damit sie sich kostbare Waffen, vor allem die teuren Kanonen, kaufen könnten. Die reichen Städtebünde stellten sehr früh eigene Heere auf, die sie einem Condottiere in Italien oder einem Landsknechtsführer wie dem Georg von Frundsberg in Schwaben anvertrauten. Die burgundischen Städte zahlten ihrem Herzog genügend Steuern, damit dieser ein reiches Heer mit ansehnlicher Artillerie ins Feld stellen konnte.
Merkwürdigerweise kam aber der Umschwung in der Kriegstechnik nicht von denjenigen, die das Geld zahlten, sondern von denen, die es annahmen, von den Schweizern, die als „Reisläufer“ in fremde Kriegsdienste getreten waren und nun gestützt auf die dabei erworbene Kriegskunst die Heere des mächtigen Burgunderherzogs bei Murten und bei Nancy zerschlugen. Die taktische Überlegenheit der Schweizer „Gewalthaufen“ über das Ritterheer des Mittelalters zwang die großen Monarchen, ihre Hilfe zu erkaufen oder eigene Landsknechtsheere aufzustellen, die ebenfalls Geld kosteten. Von da ab wird die Klage nicht aufhören, daß der Krieg die Finanzen der stärksten Staaten zerrütte, denn die Landsknechte bestanden auf Bezahlung in Geld.
So viel Geld, wie jetzt die Heere verlangten, besaß kein König und kein Kaiser, aber keiner wollte einsehen, daß er sich in seinen Plänen an diese Tatsache halten müsse. So beginnt jeder Krieg im 16. Jahr-

hundert damit, daß ansehnliche Heere aufgestellt werden. Bald zeigt sich, daß das Geld fehlt, um die unzufriedenen und murrenden Soldaten zu befriedigen, so daß diese zuerst die Schlacht verlangen, um endlich eine Entscheidung zu sehen, und wenn das nicht ausreicht, dann beginnen sie zu plündern. Der „Sacco di Roma“ im Jahre 1526, bei dem die Ewige Stadt von den kaiserlichen Söldnern, und die „Spanische Furie“ im Jahre 1574, bei der die Stadt Antwerpen von den unbezahlten spanischen Truppen geplündert wurde, sind nur die hervorstechendsten Beispiele, die wegen der dabei begangenen Ungeheuerlichkeiten den Zeitgenossen im Gedächtnis haften blieben.
Deswegen sind alle Feldzüge jener Zeit über die ersten großen Anläufe nicht hinausgekommen. Wenn wir diese Erkenntnis nicht berücksichtigen, verstehen wir die militärischen Gedanken jener Zeit nicht. Warum sind etwa alle großen Kriege Karls V. schließlich ohne greifbaren Erfolg verlaufen? Warum hat sein Sohn, der spanische König Philipp II., nicht die Niederlande besiegt? Warum sind die Türken trotz der Schwäche des römischen Reiches nicht über Wien hinausgekommen? Es war keinem der Staaten jener Zeit möglich, auf die Dauer ein größeres Heer von der Heimat entfernt längere Zeit unter Waffen zu halten.
Gewiß gab es reiche Finanzmänner, die größere Summen vorstreckten, etwa die Fugger und Welser in Augsburg, die Bankiers Kaiser Karls V., oder die Medici in Florenz. Aber diese Geldmänner mußten darauf bedacht sein, ihr Vermögen wieder zurückzuerhalten. Wenn selbst Spanien, das über die scheinbar unerschöpflichen Silberschätze Amerikas verfügte, gezwungen war, allein im 16. Jahrhundert, also in einer Zeit, als es auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Reichtums stand, dreimal den Staatsbankrott zu erklären, dann können wir uns vorstellen, wie es in den anderen Ländern aussah. Da fragen sich manchmal die Geschichtsschreiber, warum Philipp im Frieden von Cateau-Cambrésis 1559 den Franzosen so große Zugeständnisse gemacht habe, da seine Heere doch siegreich in Frankreich standen. Sie sehen nicht, daß damals die spanischen Staatsfinanzen sich in unheilvollem Durcheinander befanden, und das gleiche läßt sich für die nächsten Jahrzehnte von allen Staaten sagen.

Der Einbruch des Geldwesens in die Kriegsfinanzierung hat zunächst eine ungewöhnliche Erweiterung der Möglichkeiten gebracht. Aber diese Erweiterung stand auf schwachen Füßen. Sie beruhte nicht auf den tatsächlichen Verhältnissen, sondern auf der Einführung des Kredits. Es ist beängstigend zu beobachten, wie die Staatsschulden anwachsen. Summen, die eben noch fast unerschwinglich erschienen, werden einige Jahrzehnte später als Nebensächlichkeit behandelt. Wir können das etwa an der Geschichte der Fugger ablesen oder an den Staatseinnahmen und Staatsschulden von Spanien und Frankreich. Wir wollen uns nicht in dieses Zahlenwerk verstricken, wir wollen fragen, was sich außerhalb der papiernen Welt der Zahlen in der Wirklichkeit abspielte. Sind die Völker damals reicher geworden?
Wir werden das füglich verneinen müssen. Die Landwirtschaft, die Quelle des Reichtums jener Zeit, lag überall danieder. In Deutschland sind die schrecklichen Folgen des Bauernkrieges, der nicht nur den Tod von Unzähligen, sondern auch die soziale Verelendung der anderen nach sich zog, nur langsam überwunden worden. Da es kein freies Land mehr im Osten gab, konnte die Scholle nur durch Rodung bisher nicht als vollwertig angesehenen Bodens erweitert werden. Dazu kam die seelische Not, die durch den Religionsfrieden von Augsburg und seinen Grundsatz geschaffen wurde, daß die Religion des Landesherrn auch die Religion seiner Untertanen bestimmen solle. In Frankreich hatten die Hugenottenkriege das Land verwüstet, von Spanien kennen wir die Schilderungen des Rückganges der Landwirtschaft, die auf die Preisrevolution unter dem Einfluß des spanischen Silbers zurückzuführen ist. War die Lage im städtischen Gewerbe besser?
Das stolzeste Bollwerk spätmittelalterlichen Gewerbefleißes, Oberdeutschland mit Nürnberg an der Spitze, war durch die Verlagerung der großen Handelsstraßen nach der Entdeckung Amerikas und des direkten Seeweges nach Indien, verkümmert. Die spanische Industrie erlebt zwar im 16. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Blüte, fällt aber bereits in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts rasch ab. Flandern wird durch die Kriege mit Spanien verheert, Frankreich leidet noch unter den Hugenottenkriegen. Überall sehen wir den Niedergang. Woher kommt dann der Aufschwung in den Staats-

finanzen? Er wird bedingt durch zwei Gründe, die wir künftig immer wieder finden werden, durch den Kredit und die Preissteigerung.
Die Staaten gaben nicht mehr wie früher das Geld aus, das sie einnahmen, sondern sie ließen sich geradezu schwindelerregende Summen vorschießen. Sie konnten das, weil sich in einzelnen wenigen Händen große Kapitalien angehäuft hatten, die wiederum mehr auf dem Kredit der Finanzgrößen als auf deren eigenen Vermögen beruhten. Hatte im Mittelalter der Staat vergeblich versucht, eine Zauberformel zu finden, die die überschüssigen Güter zu seiner Unterstützung herbeifließen ließ; hatte er die Kirche beneidet, die diese Zauberformel in der Vertröstung auf das Jenseits besaß und nun etwa im Ablaßhandel, in der Tröstung des Sterbenden und in der Buße für heimliche Untat sehr beträchtliche Stiftungen und fromme Gaben erhielt, so war jetzt auch im weltlichen Leben diese Zauberformel gefunden. Sie hieß: Aussicht auf Gewinn.
Im gewöhnlichen Leben wird selten jemand sich in eine Gefahr begeben, wenn die Aussicht zehn zu eins gegen ihn steht. Im Geldwesen ist das anders. Da erwerben Unzählige ein Lotterielos, wenn die Aussicht des Gewinnes sehr viel geringer ist. Man setzt schließlich nur eine kleine Summe aufs Spiel, die man verschmerzen könnte, während man groß zu gewinnen hofft. Das ist nur ein besonderer Fall. Geld hat die Eigenschaft, die Menschen zu verändern. Statt das Geld auszugeben, wollen sie es vermehren, mindestens einen recht hohen Zinsgenuß aus ihm ziehen. Für diesen Preis sind sie sogar bereit, ein nicht unbeträchtliches Risiko zu laufen, ja alles zu verlieren.
Dazu kommt noch eines: Die großen Geldbesitzer sind von einem geheimnisvollen Drang erfüllt, ihr Geld „arbeiten“ zu lassen. Wir könnten es einen Wahn nennen wie den Geiz, der den Reichen bei vollen Scheuern verhungern läßt, nur um seine Schätze nicht anbrechen zu müssen. Aber es handelt sich um mehr. Der Geldbesitzer verfügt nicht nur über sein eigenes Vermögen, sondern auch über die Summen, die ihm von anderer Seite angeboten worden sind und für die er Zinsen zahlen muß. Er steht vor der Wahl, die fremden Gelder zurückzugeben oder das Geld wieder zinstragend anzulegen. Aus diesem Zwang heraus muß er sich überall beteiligen,

muß er wagen, um zu gewinnen, und da er unvermeidlicherweise auch hier und da verliert, muß er an anderen Stellen noch mehr gewinnen, um den Verlust wieder einzubringen.
Auch fahren die Geldgeber jener Zeit nicht immer schlecht. Sie lassen sich „Sicherheiten“ geben, Privilegien und Monopole. Sie lassen sich Bergwerke verpfänden, wie die Fugger die reichen Quecksilbergruben von Almaden in Spanien. Sie plündern den Staat aus, dem sie scheinbar großzügig helfen. So hat der scheinbare Reichtum als notwendige Schattenseite die Verarmung des Reiches zur Folge. Während die Staatsausgaben wachsen, wird die wirtschaftliche Lage der Staatsbürger immer schwieriger. Woher stammten dann die großen Summen, die immer wieder vorgeschossen wurden? Aus dem Orienthandel.
Wir dürfen die Bedeutung des Orienthandels nicht erst in der Neuzeit suchen. Die Stellung Ägyptens im römischen Reich und von Byzanz im Mittelalter beruhte auf ihm ebenso wie der Reichtum der italienischen Städte der Renaissance und die Blüte Oberdeutschlands. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß nicht nur in Europa, sondern auch in Syrien und Vorderasien die Städte von den geringen Umsätzen des Gewürz- und Seidenhandels lebten. Die wenigen Ballen, die auf den schwanken arabischen Schiffen oder auf dem Rücken der Kamelkarawanen nach Europa gebracht werden konnten, mußten eine ungewöhnlich große Zahl von Menschen auf der weiten Strecke ernähren. Nachdem der direkte Seeweg nach Indien um Afrika herum gefunden war, konnte der gesamte Zwischengewinn von den wenigen Kaufleuten eingestrichen werden, die an diesem Handel beteiligt blieben.
Das Streben nach Gewinn hätte die großen Veränderungen des europäischen Wirtschaftslebens nicht herbeiführen können, wenn nicht gleichzeitig der Luxus erst die Voraussetzungen für die großen Gewinne geschaffen hätte. Wir müssen uns daran erinnern, daß damals die mächtigen Landbesitzer Europa beherrschten, die Feudalherren, die nicht bereit waren, Steuern zu zahlen. Wenn der Kaiser den Reichstag aufforderte, auch nur einen geringen Beitrag zu den allgemeinen Kriegskosten beizutragen, fand er taube Ohren. Wenn aber die Kaufleute die gleichen Fürsten maßlos überteuerten und

ihnen für Seide und feine Gewebe und Gewürze ein Vielfaches der geforderten Summe abnahmen, wurden sie noch gelobt und geehrt, weil sie ihre Waren immer noch billiger anbieten konnten als einst der Zwischenhandel, der über Arabien und Byzanz gelaufen war. Der *Überseehandel* war die große Saugpumpe, die aus den stolzen Fürsten das Geld herausholte, das sie selbst der Waffengewalt gegenüber nicht hergegeben hätten. Damit ergab sich aber eine andere Tatsache: Wer den Welthandel beherrschte, beherrschte das Geld. Daraus erklärt sich das Ringen der *Westmächte* um die *Vorherrschaft zur See* und der *Niedergang Deutschlands*. Das römische Reich hatte vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges Frieden genossen, also von 1555 bis 1618. In dieser Zeit war selbst die einst so gefürchtete Türkengefahr behoben gewesen, weil die Türken selbst unter der Einwirkung der Umschichtung des Orienthandels standen und im Mittelmeer zu sehr beschäftigt waren, als daß sie gewagt hätten, noch mit einem großen Heere erneut vor Wien zu erscheinen. Frankreich war wegen der inneren Religionswirren kein Gegner, Spanien durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Habsburger untereinander ein Freund. Dennoch ging das Ansehen des Reiches dauernd bergab, und vor allem wirtschaftlich war der Niedergang schon deutlich zu spüren, ehe der Dreißigjährige Krieg ausbrach.

Die erste Erkenntnis, die er brachte, war die überraschende Tatsache, daß der Kaiser kein Heer aufstellen konnte, sondern gezwungen war, sich an die katholischen Fürsten, an die Liga, zu wenden, die unter der Führung des Bayernherzogs stand. Der Feldherr der Liga, Tilly, konnte sich erst nach Jahren gegenüber dem Kurfürsten von der Pfalz durchsetzen, der von seinem Schwiegervater, dem König Jakob I. von England, finanziell unterstützt wurde. Als dieser starb, hielt England zwar mit seiner Unterstützung zurück, aber jetzt drohten auch die Seemächte und selbst Frankreich unter Richelieu aus Gegnerschaft zu Spanien auf die Seite der Feinde des Kaisers zu treten. Die Liga konnte dieser Macht gegenüber nicht mehr allein das Feld behaupten, aber wie wäre der Kaiser in der Lage gewesen, selbst ein Heer aufzustellen? Da trat ein böhmischer Edelmann, *Wallenstein*, mit einem bestechenden Angebot hervor.

Er wollte ein Heer aus eigenen Mitteln aufstellen, also alle benötigten Summen vorstrecken. Das war an sich nichts Ungewöhnliches. Der spanische Feldherr Spinola war ein genuesischer Bankier, der ebenfalls große Summen geliehen hatte, und in Polen hatte der Kanzler Zamoyski ähnliches durchgeführt. Das Neue war die Einstellung Wallensteins, der den Krieg als Unternehmer führen wollte, der nicht nur Geld, sondern Waren gab. In seinen großen Gütern besaß er den Rückhalt für die Verpflegung, in den Tuchfabriken für die Bekleidung seiner Soldaten. Zum ersten Male übernimmt ein weitschauender Kopf zugleich militärische Leitung und wirtschaftliche Versorgung des Heeres.
Bezahlt sollte Wallenstein aus den zu erobernden Gebieten werden. Dieser Gedanke, daß „der Krieg den Krieg ernähren" müsse, war zunächst bestechend. Alle Schwierigkeiten waren damit weggeräumt. Aber diese Finanzierung des Krieges in sich beruhte auf zwei Trugschlüssen, einmal auf der Voraussetzung, daß immer mehr Feindesgebiet erobert werden könne, und sodann auf der Möglichkeit, das eroberte Gebiet tatsächlich zur Finanzierung der großen Vorschüsse heranziehen zu können. Zunächst ging allerdings alles gut. Wallenstein siegte an der Dessauer Brücke und eroberte Niedersachsen, die Halbinsel Jütland und Mecklenburg. Die reichen Stifter, die einst evangelisch geworden waren, wie Halberstadt, sollten nun für die ungeheuren Schulden aufkommen. Das war natürlich unmöglich. An dieser Forderung sollte Wallenstein scheitern, weil nun sogar die katholischen Fürsten die Abberufung dieses gefährlichen Mannes verlangten, der mit seiner Form der Kriegsfinanzierung das ganze Reich in den Abgrund riß. Als nach seiner Absetzung die Schweden in den Krieg eingriffen, fanden sie eine veränderte Lage. Die beiden ostdeutschen Kurfürstentümer Brandenburg und Sachsen schlossen sich ihnen an, weil sie die Ausplünderung durch den von Schulden überlasteten Kaiser fürchteten. Wieder sollte Wallenstein helfen.
Es war ein Irrtum zu glauben, daß die gleichen Mittel, die bei der ersten Ernennung Wallensteins die Finanzierung des Krieges gestattet hatten, auch nach dem Auftreten der Schweden den Erfolg bringen würden. Damals stand der Kredit des Unternehmers Wal-

lenstein fest und sicher da. Er verfügte über die Getreidevorräte und die Fabrikanlagen für Waffen und Bekleidung. Jetzt war alles anders. Die Jahre des Krieges hatten die Voraussetzungen für eine ausreichende Verpflegung und Ausrüstung eines großen Heeres erschöpft. Wenn auch der Ruf des Feldherrn Wallenstein genügte, um sehr schnell ein großes Heer zusammenzubringen, das vor Nürnberg den schwedischen Angriffen trotzen und sich in der folgenden Schlacht bei Lützen der Niederlage entziehen und sogar den Tod des Schwedenkönigs herbeiführen konnte, so war der Kredit des Unternehmers Wallenstein nicht wiederherzustellen.

Aus Mangel an Menschen und Nachschub mußte das Heer Wallensteins in Böhmen stehenbleiben. Alle Versuche des Kaisers, seinen Feldherrn zu einem aktiveren Vorgehen anzutreiben, waren vergeblich. Wallenstein konnte sich nicht rühren ohne große finanzielle Unterstützung, aber diese zu geben war der Kaiser weder in der Lage noch auf Grund seines Vertrages mit Wallenstein verpflichtet. In Wien wollte man nicht einsehen, daß Wallenstein unter diesen Umständen überhaupt nicht mehr handeln konnte. Seine Feinde vermuteten geheime Absichten, und ihr Verdacht wurde bestätigt durch die Verhandlungen, die zweifellos zwischen dem kaiserlichen Feldherrn und den Feinden des Kaisers gepflogen wurden. Dabei konnte Wallenstein gar nicht anders handeln. Er allein war in der Lage, die finanzielle Notlage zu überschauen, die eine energische Kriegführung unmöglich machte, und deswegen war er für den Frieden. Er schlug häufig genug seine Abdankung vor, aber das Mißtrauen gegen ihn war so groß, daß auch hierin nur eine geschickte Finte gesehen wurde. Statt einer friedlichen Lösung zuzustimmen, gab der Kaiser den Befehl zur Ermordung. Bisher ist die finanzielle Frage bei der Prüfung der Schuld Wallensteins nur wenig berücksichtigt worden. Das ist bezeichnend für unsere Auffassung der Geschichte.

Wir sehen gern die stolzen Feldherren an der Spitze ihres Heeres siegen, aber wir vergessen, welche ungeheure Mühe und welche großen Summen nötig sind, um ein solches Heer aufzustellen und zu versorgen. Wallenstein hatte dem Kaiser diese Sorgen abgenommen, und so wurde er so lange als Heros gefeiert, als er sein Versprechen

einhielt. Er wurde verdammt, als er nicht das leistete, was von ihm erhofft wurde, ganz gleich, ob das nicht sogar über seine Versprechungen hinausging. Das Problem der Finanzierung eines Krieges durch einen Privatmann in einer Zeit, da die Finanzierung durch den Staat versagt hatte, kümmerte niemanden. Wir wissen, daß der Krieg noch 15 Jahre dauern sollte. In dieser Zeit mußte Spanien an das Reich große Unterstützungen zahlen, während die Gegner des Kaisers von den Franzosen finanziert wurden, aber immer nur in so begrenztem Rahmen, daß eine wirkliche Entscheidung nicht erzwungen werden konnte.

Wallenstein hatte noch versucht, den Krieg in geordneten Formen zu führen. Er hatte das Plündern streng bestraft und darauf gedrungen, daß die Soldaten genügend ernährt, gekleidet und besoldet würden. Nach seinem Tode löste sich der Krieg in Streifzüge bewaffneter Räuberbanden auf, zwischen denen einmal auch ein größeres Heer erschien. Die Kosten des Krieges waren jetzt nicht mehr zu übersehen, denn sie lagen weniger in den Abgaben und Steuern, die auf der Zivilbevölkerung lasteten, als in den *sinnlosen Zerstörungen*, die die Raubzüge der bewaffneten Banden hinterließen. Der Soldat nahm sich, was sich ihm bot. Er kümmerte sich nicht mehr um die Bezahlung. Die Folge war ein schneller Rückgang der Produktion, die nur ausgeglichen wurde durch die Hungersnot, die den gesamten Kriegsschauplatz und darüber hinaus fast ganz Europa verheerte.

Dennoch werden wir feststellen können, daß wir selbst in dieser Phase die *Finanzierung* nicht aus den Augen verlieren dürfen. Auch das Heer, das plündernd und marodierend durch die Lande zog, mußte laufend Waffen und Munition kaufen. Es mußte Geld auftreiben, da die Versorgung aus dem flachen Lande den gewachsenen Ansprüchen des Krieges nicht mehr genügte. Nur gegen Geld waren etwa die Kanonen zu erwerben, die für die Kriegführung unentbehrlich geworden waren. Das Geld war jedoch nur in den Seestaaten zu erhalten. Auch in den Kriegszeiten hatte der Luxusbedarf nicht nachgelassen, er war sogar im Gegenteil noch gestiegen.

Eine neue Quelle der Kriegsfinanzierung tat sich auf. Die Schrecken des Krieges ließen die Lebensgier nur zunehmen. Der Soldat, der

morgen vielleicht sein Leben in die Schanze schlagen würde, versucht vorher, noch einmal das Leben zu genießen, wobei ihm auch das Kostbarste nicht zu teuer ist. Der Bürger in der Stadt sucht sich kostbare Gegenstände anzuschaffen, um gegen die Gefahren des Krieges gesichert zu sein. Selbst der Bauer hungert lieber, nur um Gold und Edelstein erwerben zu können, die er heimlich vergraben kann.

Während also die Finanzierung des Krieges anscheinend zu den primitivsten Formen zurückkehrt, indem der Soldat die Güter, die er braucht, mit Gewalt sich nimmt, vollzieht sich die Wandlung in der Beurteilung des Goldes. Es wird mehr denn je die Grundlage der Kriegsfinanzierung, weil es allein den Luxushandel beleben kann. Nicht so sehr die Sachgüter, die Erzeugung von Getreide zur Ernährung, von Kleidung zur Versorgung und von Waffen zur Ausrüstung der Heere stehen im Vordergrund, sondern von Luxusgütern und von Edelmetallen, um die eigentlichen Kriegsgüter zu bezahlen. Sobald sich erst dieser Gesichtspunkt in der Beurteilung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Luxuserzeugung durchgesetzt hat, wird der Welthandel ebenfalls an Wertschätzung gewinnen. Das Zeitalter des Merkantilismus bricht an.

Der Staat, der die neue Wirtschaftsgesinnung zuerst mit allem Nachdruck vertreten hat, war Frankreich. Der Finanzminister Ludwigs XIV., Colbert, baute die Luxusindustrie Nordfrankreichs auf. Die Spitzen von Valenciennes wurden gegen Silber an Spanien verkauft, und dieses Silber finanzierte die Kriege des Sonnenkönigs. Die Großen des Reiches hätten sich geweigert, auch nur einen Bruchteil an direkten Steuern zu zahlen, die ihnen der Staat in Form überteuerter Preise und Einfuhrzölle für ausländische Luxusgüter abnahm.

Mit diesen großen Einnahmen aus dem Außenhandel und aus der Luxusgüterindustrie finanzierte Frankreich sein stehendes Heer, das die Bewunderung ganz Europas erregte, und seine Kriege. Dabei werden wir jedoch eine Einschränkung machen müssen. Die Möglichkeiten der Finanzierung auf der Grundlage des Luxushandels waren längst nicht so groß, wie das zunächst den Anschein haben mochte. In Friedenszeiten konnten wohl größere Magazine für das stehende Heer angelegt werden, sobald aber dieses Heer in Feindesland einrückte, wurde der

Nachschub ein fast unlösbares Problem. Es gab gewiß Geld, um Waren zu kaufen, aber es fehlten die Waren, und sobald sie dringend gesucht wurden, stiegen die Preise, so daß selbst größere Summen nach kurzer Zeit erschöpft waren. Wurde jedoch der Nachschub ganz aus dem Heimatlande nachgebracht, so waren die Anforderungen an das ungenügende Verkehrsnetz derartig, daß die Kosten vielleicht noch größer waren. So bildete sich bald der Zustand heraus, daß jedes Heer nur im Bereich seiner Magazine zu operieren wagte.
Es konnte wohl geschehen, daß eine ganze Provinz leergeplündert wurde, aber das rächte sich dann im kommenden Jahre am meisten an der vorgeschobenen eigenen Armee. So sehen wir, daß etwa die Zerstörung der Pfalz durch den französischen General Mélac erst auf dem Rückzug vorgenommen wird, um dem Gegner zu schaden, nicht um die eigene Verpflegungsbasis durch zwangsweise Requisitionen zu erweitern.
Es stellte sich vor allem im Zeitalter des Merkantilismus heraus, daß die Finanzierung des Staates und damit auch des Krieges durch den Luxusbedarf der obersten Schichten nur auf Kosten der Verelendung der unteren Volksschichten möglich war. Nur Hunger und Elend konnten die Arbeit herauspressen, die nötig war, um den maßlosen Luxus am Hofe und im Adel zu ermöglichen. Das mußte zunächst zu schweren wirtschaftlichen Rückschlägen führen und schließlich in der Revolution enden. Darüber hinaus zeigte es sich, daß selbst bei großen Einnahmen die Bewegungsfreiheit der Kontinentalstaaten längst nicht so groß war, wie das zunächst den Anschein hatte. Dafür stiegen die Seestaaten mächtig empor.

IV. Seekrieg und Landkrieg

Ludwig XIV. von Frankeich hat zum erstenmal wieder den starken Staat geschaffen, den es im Abendlande seit dem Untergang des alten römischen Reiches nicht mehr gab. Sein Wort: L'état c'est moi! bedeutete, daß er keine Schranke ständischer oder rechtlicher Art anerkannte. Mit dieser straffen Staatsführung, die im Europa des 17. Jahrhunderts etwas völlig Neues war, konnte

er zunächst sehr bedeutende Erfolge erzielen. Er konnte Heere aufstellen, denen seine Gegner nichts auch nur Vergleichbares entgegenzustellen vermochten. Im Jahre 1662 zählte das stehende französische Heer 72000 und um 1700 sogar über 180000 Mann. Wir brauchen uns nur ins Gedächtnis zurückzurufen, in welchem Zustande sich das Heerwesen des Kaisers in Wien während des Dreißigjährigen Krieges befand, um zu verstehen, was ein solches Heer wenig mehr als ein halbes Jahrhundert später bedeuten mußte.

Aber die Kosten dieses Heeres gingen selbst **über die Kräfte** des reichen Frankreichs. Auch die Einnahmen aus der von Colbert geschaffenen Luxusgüterindustrie und dem aufblühenden Außenhandel reichten nicht aus, um solche Kosten zu decken. Frankreich verschuldete sich. Zunächst standen Kredite in jeder beliebigen Höhe zur Verfügung, aber einmal mußte der Augenblick kommen, da die Schulden den Staat zu erdrücken drohten. Der Zusammenbruch Frankreichs in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. geht fast ausschließlich auf die **wirtschaftlichen Ursachen** zurück, die sich besonders nach dem Tode Colberts offenbarten. Als der Sonnenkönig starb, erreichte die französische Staatsschuld die schwindelerregende Höhe von 3 Milliarden Livres, während die Jahreseinnahmen noch nicht 150 Millionen Livres ausmachten. Es wird vielfach davon gesprochen, daß der übertriebene Luxus Ludwigs XIV. an der Finanznot Frankreichs schuld gewesen sei. Diese Behauptung verkennt den engen Zusammenhang, der zwischen dem Luxus und dem gesamten Finanzwesen Frankreichs in jener Zeit bestand. Eine direkte Besteuerung war in einem feudalen Staatswesen nicht möglich, und eine indirekte hatte nur dann Erfolg, wenn der Hof mit dem schlechten Beispiel der Verschwendung voranging.

Gegenüber dieser engen Verflechtung von Staat und Hof, von Luxus und Staatsfinanzen, hatte sich eine neue Welt erhoben. Ihr Ideal war nicht der starke Staat, der sich auf ein großes stehendes Heer stützte, dessen Unkosten den Kredit des Staates erschütterte, sondern der **schwache Staat**, der sich auf möglichst geringe Ausgaben beschränkte und selbst die Verteidigung der Nation den Privaten überließ. Das war selbstverständlich nicht möglich im Landkriege, denn hier mußten Heere aufgestellt und bewaffnet werden, die dem Feinde

in offener Feldschlacht entgegentreten konnten. Das war nur im Seekrieg zu erreichen, wo der kühne Unternehmer sich einen staatlichen Freibrief besorgte, um dann als Pirat und Freibeuter dem Gegner zu schaden — und sich selbst die Taschen zu füllen.

Seeräuber hat es immer gegeben, aber erst die Engländer haben aus der Seeräuberei die Grundlage ihres Staates gemacht. Ihre Seehelden, die mitten im Frieden gegen Spanien fuhren und die unverteidigten amerikanischen Küsten nach Herzenslust plünderten, wurden von der Königin Elisabeth, die zunächst jeden Zusammenhang mit den Piraten in Abrede gestellt hatte, finanziell und moralisch unterstützt und im Falle des Erfolges zu Rittern geschlagen. Als die Stuarts versuchten, in ein friedliches Verhältnis zu Spanien zu kommen, wurden sie entthront, König Karl I. sogar enthauptet. Die Gegner der Stuarts waren die Puritaner, die gegen den Luxus der Höfe eiferten, weil sie nicht wollten, daß ein starker Staat, gestützt auf die Geldmittel, die aus der Besteuerung des Luxus flossen, die Gewissensfreiheit anfechten solle. Sobald sie selbst an die Macht gekommen waren, führten sie jedoch eine sehr viel straffere Staatsführung und einen härteren Gewissenszwang ein als die Stuarts. Deswegen ließ der Rückschlag nach dem Tode Cromwells nicht lange auf sich warten.

Der zweite Versuch Englands mit den Stuarts hat keinen Bestand gehabt. Nach 28 Jahren hatten sie wieder abgewirtschaftet. Trotz ihrer militärischen Erfolge, die etwa Neu-Amsterdam in Nordamerika in englischen Besitz gebracht hatten und zum späteren New York umgestalteten, konnten sie sich gegen die Volksmeinung nicht halten. Als dem König Jakob II. ein Erbe geboren wurde, riefen die Engländer den Gemahl der Maria II., Wilhelm von Oranien, ins Land und stürzten den zum Katholizismus neigenden König. Diese Revolution wird gern ausschließlich auf religiöse Beweggründe zurückgeführt, auf die Sorge der Engländer, daß das Herrscherhaus katholisch werden könnte. Das ist nur zum Teil richtig. Genau ebenso stark spielten finanzielle Fragen bei der Entscheidung mit.

England hatte eine neue Form der Kriegführung entwickelt, die es auch in den späteren Jahrhunderten beibehielt. Wir können sie die maritime Kriegführung nennen. Sie bestand darin, unter mög-

lichster Schonung der Wirtschaftskräfte des Landes den Gegner finanziell zu ermatten und wirtschaftlich erlahmen zu lassen. Der Landkrieg verlangt große Vorbereitungen. Es müssen Heere aufgestellt werden, und sie verlangen eine sorgfältige Ausrüstung: Magazine zur Versorgung mit Lebensmitteln, Bekleidung und Waffen. Der an sich sehr bedeutende Reichtum Frankreichs wurde in diesen Abgrund geworfen. Die Schulden türmten sich, die Verzinsung wurde unmöglich, und das Reich des Sonnenkönigs mußte eines Tages unter dieser Last zusammenbrechen.

Der Seekrieg stand unter sehr verschiedenen Bedingungen. Es war allerdings nicht möglich, auf staatliche Ausgaben ganz zu verzichten und nur die Kaperbriefe an die unternehmungslustigen Freibeuter auszuschreiben. Der Krieg mit der holländischen Seemacht hatte bewiesen, daß ohne eine staatliche Flotte eine Beherrschung zur See nicht möglich war. Wir kennen die Klagen am Hofe der Stuarts, daß nie Geld genug da war, um die Flotte einigermaßen auszurüsten. Das Parlament war mißtrauisch und zurückhaltend, und so kam es immer wieder zu schweren Rückschlägen zur See. Erst als die englische und die holländische Flotte vereinigt waren, gelang es, die Seeherrschaft an sich zu reißen. Aber als das erst erreicht war, bestand die englische Taktik darin, den Krieg mit den geringsten Mitteln zu führen, während Ludwig XIV. sich genötigt sah, immer den größtmöglichen Teil der Kräfte seines Reiches für den Krieg einzusetzen.

Wir können das auch anders ausdrücken. Der Landkrieg war mit so großen Opfern verbunden, daß sein inneres Gesetz auf eine möglichste Beschleunigung der Kriegshandlungen hinzielte, um ihn sobald wie möglich zu beenden. Umgekehrt war der Seekrieg mit geringen Opfern verbunden, die in keinem Verhältnis zu den Vorteilen standen, die aus der Ausschaltung des fremden Wettbewerbes und der Möglichkeit der Seeräuberei entsprangen. Im Seekrieg konnte dazu fremdes Eigentum rücksichtslos beschlagnahmt und geplündert werden. Die Formen der Kriegführung, die seit den Zeiten der alten Römer aus dem Abendlande verschwunden waren, lebten im Seekrieg wieder auf. Fremdes Eigentum, das im Landkriege sorgsam geschützt wurde — Plünderung und Raub wurden von allen

Heeren streng bestraft, schon um die eigene Manneszucht aufrechtzuerhalten —, wurde im Seekrieg nicht anerkannt. Es hat auch im Landkrieg Schreckensszenen gegeben, wie die Plünderung Magdeburgs durch Tilly im Dreißigjährigen Krieg oder die Zerstörung der Pfalz durch Mélac, aber das waren Ausnahmen, die durch die besonderen Verhältnisse begründet waren und die von den meisten streng verurteilt wurden. Im Seekrieg, so wie ihn England führte, war *Plünderung* nicht nur die Regel, sondern sogar der *gesetzliche Zustand*.

Zunächst wurden alle Kauffahrteischiffe des Feindes aufgebracht, deren man habhaft werden konnte. Dann wurden sie einem Prisengericht unterworfen, das das Eigentum zugunsten des englischen Staates einzog und dem Kaperschiff noch seinen Prisenanteil auszahlte. Wer die Überlegenheit zur See hatte, der konnte so leicht und gern Krieg führen. Je länger er andauerte, desto besser war es für den Staat wie den eigenen Handel. So konnten sich private Gesellschaften bilden, die nur mit Privilegien ausgerüstet waren und die nun dem Staat große Aufgaben der Kolonisierung und der Kriegführung abnahmen. Das waren die *holländischen* und *englischen Kompanien*, von denen die Ostindienkompanien die bedeutendsten waren. Holland hat so mit seiner Westindienkompanie jahrzehntelang große Teile Brasiliens besetzt gehalten und gegen alle feindlichen Angriffe verteidigt.

Wir sehen eine doppelte Wirkung der neuen Form des Seekriegs. Einmal führen die Kriege nicht mehr zur Erschöpfung des Landes, sondern lassen es sogar aufblühen, weil die Handelsvorteile überwiegen, und sodann verschieben sich auch die Ziele des Krieges. Aus den Eroberungen von benachbarten Provinzen wird das Ringen um *Handelsvorteile*. So endet der Spanische Erbfolgekrieg mit dem Frieden von Utrecht 1712, der England auch rechtlich das Negersklavenmonopol in Amerika zuspricht, das es sich während der Kämpfe zu sichern verstanden hatte. An die Stelle der Kriege um die Vorherrschaft in Europa tritt das Ringen um die *kolonialen* Stützpunkte für den Welthandel und damit die Seeherrschaft. Das 18. Jahrhundert ist von ihm erfüllt. Auch die Kriege, die wir mehr vom Gesichtspunkt des Aufstieges von Preußen zu sehen gewohnt

sind, die Schlesischen Kriege und der Siebenjährige Krieg, werden in erster Linie vom Gegensatz zwischen England und Frankreich getragen, in dem sich zugleich der Gegensatz von See- und Landmacht widerspiegelt.

So entwickeln sich die beiden Formen des Krieges im 18. Jahrhundert: der auf schnelle Entscheidung abgestellte Landkrieg und der auf Ermattung des Gegners abgestellte Seekrieg, der aus den reichen Quellen des Seehandelsmonopols und der Seeräuberei zehrte. Es war verständlich, daß diese beiden Formen nicht säuberlich nebeneinander bestehen konnten, daß sie vielmehr versuchen mußten, sich zu höherer Wirksamkeit zu verbünden. So entstand Englands Bestreben, der feindlichen Seemacht zur gleichen Zeit einen Gegner auf dem Festlande gegenüberzustellen, damit die Ermattung schneller gelingen könne. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, können wir sagen, daß England versuchte, seinen Krieg ausschließlich als Seemacht zu führen und dennoch seine Feinde zu zwingen, ihre Kriege gleichzeitig als See- und Landmacht möglichst kostspielig zu gestalten. Für diesen Zweck war ihm nicht nur jedes Mittel, sondern auch die Zahlung beträchtlicher Zuschüsse, „Subsidien", recht.

Es ist bezeichnend für das 18. Jahrhundert, daß die Finanzkraft eines Staates im Kriege nicht mehr der Größe und dem Reichtum der Bevölkerung entsprach. Zweifellos stand damals Frankreich an der Spitze der europäischen Nationen, sowohl was die Geschlossenheit des Staates anbetrifft wie den Reichtum der Industrie wie die Zahl der Bevölkerung. Es war auch kein Zweifel, daß die französischen Staatseinnahmen sowohl im Kriege wie im Frieden die der anderen Staaten beträchtlich übertrafen. Aber diese große Macht konnte nur in begrenztem Maße für den Krieg eingesetzt werden, oder anders ausgedrückt, die Kriegskosten fraßen alle Einnahmen sofort auf.

Das war schon unter Ludwig XIV. so gewesen, das steigerte sich nach seinem Tode noch mehr. Wir können in diesem Zusammenhang die gewagten Versuche des Finanzspekulanten John Law übergehen, da sie mit der Kriegsfinanzierung nichts zu tun haben. Aber wir können erkennen, wie schwierig die Lage Frankreichs im Österreichischen Erbfolgekrieg war und wie sie sich dann im Siebenjährigen Kriege bis

zur Niederlage steigerte. Das kleine und recht arme Preußen konnte sein Heer besser ausbilden und zum Siege führen als das reiche Frankreich. Aber wir brauchen nur zu betrachten, wie Österreich damals in Finanznöten lebte, um zu erkennen, daß der ausgeglichene Staatshaushalt die Ausnahme war.

Der Grund lag in der Form der Steuererhebung. Im feudalen Frankreich ebenso wie im feudalen Habsburger Reich stammten die Einnahmen des Staates in erster Linie aus den indirekten Steuern, den Zöllen, den Umsatzsteuern und den Luxussteuern. Diese Steuern aber gingen jäh zurück, sobald der Außenhandel stockte. Dann mußten die Ausgaben durch Anleihen gedeckt werden, bei denen den Gläubigern große Versprechungen gemacht werden mußten. Der preußische Staatshaushalt beruhte hingegen auf den Einnahmen der staatlichen Domänen. Die Getreideausfuhr mußte gerade in Kriegszeiten, wenn für die Armeen größere Mengen rasch beschafft werden mußten, besonders lohnenden Gewinn bringen.

Auch diese Quelle war jedoch nicht unerschöpflich. Um den Siebenjährigen Krieg finanzieren zu können, mußte Friedrich der Große sein privates Silber hergeben, er mußte hohe Steuern ausschreiben, und dennoch wäre er ohne die englischen Subsidien und ohne die große Verschuldung Preußens nicht über die schweren Jahre hinweggekommen. Sein Vorteil bestand darin, daß auch seine Gegner finanziell erschöpft waren und keine größere Anstrengung machen konnten, ihn endgültig niederzuwerfen. So schleppte sich der Krieg so hin, als ob er ein Seekrieg wäre. England hatte sein Ziel erreicht und konnte inzwischen seinen Seekrieg in Nordamerika gegen Frankreich führen und zur ersten europäischen Macht aufsteigen. Damit schien es auch die Mittel in die Hand bekommen zu haben, sein Kolonialreich weiter auszugestalten. Aber der Rückschlag sollte sehr bald und von einer unvorhergesehenen Seite kommen.

Der lange Krieg hatte nicht nur die Landmächte, sondern auch England finanziell stark mitgenommen. Als nun die Londoner Regierung auf den Gedanken kam, daß die nordamerikanischen Kolonien, die am meisten durch die Siege in Kanada gewonnen hatten, auch zur Bezahlung der Kosten des großen Ringens beitragen müßten, lehnten diese das Ansinnen ab. Sie beriefen sich auf den Grund-

satz, daß sie als freie Engländer nicht zu Steuern gezwungen werden könnten, die sie nicht selbst bewilligt hätten, und verlangten Teilnahme am Parlament. Das sind jedoch nur vorgeschützte Gründe gewesen. Die Nordamerikaner wollten die Kosten des Krieges nicht bezahlen, der ihnen die Bedrohung durch Frankreich vom Halse geschafft hatte, ohne sehr bedeutende politische Zugeständnisse, vor allem in Kanada. Als England diese verweigerte und auf der Steuerzahlung bestand, brach der Unabhängigkeitskrieg los. Er führte nicht nur zu einem Eingreifen der alten Gegner Frankreich und Spanien, sondern auch zur Bildung eines bewaffneten „Neutralitätsblockes" der Seemächte, die sich die britische Form der Seekriegführung nicht gefallen lassen wollten, und zum Kriege mit Holland.
Zum ersten Male sah sich England einer geschlossenen Front des europäischen Festlandes gegenüber. Seine bisherigen Methoden versagten. Es konnte die fremde Handelsschiffahrt nicht mehr plündern, es sah sich sogar in Gibraltar belagert, ohne in der Lage zu sein, Entsatz zu bringen; es konnte keine Flotte nach Nordamerika entsenden, um dort die Kapitulation von Yorktown zu verhindern. Immerhin konnte es seine Überlegenheit zur See in einigen entscheidenden Schlachten so weit verteidigen, daß es sich im Frieden von Versailles 1783 einigermaßen behaupten konnte. Es sah sich gezwungen, nicht nur sein Kolonialreich neu zu gestalten, indem es den Hauptwert auf Indien legte; es mußte auch die Finanzierung des Staates und damit des Krieges auf eine neue Grundlage stellen.
An die Stelle der Seeräuberei trat das Handelsmonopol. Das setzte jedoch voraus, daß der Warenaustausch mit Indien und den überseeischen Gebieten durch Lieferungen englischer Industrieerzeugnisse möglich wurde. Die großen technischen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts, vor allem die Erfindung der Dampfmaschine und der Spinnereimaschine, hat den Aufstieg Englands als Handelsmacht begründet und selbst Frankreich absinken lassen. Auf seinem Außenhandel baute also England auf, als ihm in Napoleon ein gefährlicher Gegner erwuchs.
Napoleon hat die Engländer durchschaut und ihre Methoden des Seekrieges auf den Landkrieg angewandt, ohne diesem das innere

Gesetz des Anstrebens der raschen Entscheidung zu nehmen. Im Gegenteil hat er wie kaum ein anderer Feldherr unter diesem Gesetz gestanden. Er hat sofort die großen Kontributionen ausgeschrieben, die ihm das Leben aus dem fremden Lande ermöglichte, er hat schonungslos die privaten Schätze und das Eigentum der besiegten Völker geplündert. Er hat auch die Kontinentalsperre verhängt, die als Gegenwirkung zur Seeblockade die Abschließung Englands vom europäischen Handel bringen sollte.

An diesem großen Versuch ist er gescheitert. Die Kontinentalsperre war nicht durchzuführen. Sie versagte wegen der hohen damit verbundenen Kosten, wegen des Widerstandes der betroffenen Bevölkerung — wobei selbst seine Gemahlin, die Kaiserin Josephine, gern von den Schleichhändlern die überseeischen Gewürze und Schönheitsmittel kaufte — und nicht zuletzt angesichts des Widerstandes der europäischen Staaten. Frankreich konnte zwar ein Land wie Portugal, das die Kontinentalsperre nicht mitmachen wollte, niederwerfen, aber der Widerstand flammte sofort wieder auf, als die Engländer Hilfskräfte schickten, und vor allem gestaltete sich der Versuch, auch Rußland in das System der Kontinentalsperre zurückzuzwingen, zum Anfang des Endes. Immerhin hat Napoleon die Finanzierung des Krieges modern gestaltet.

Der Anfang des jungen Korsen ist schon bezeichnend. Als er die völlig verwahrloste Italienarmee als junger General übernahm, verschaffte er sich zunächst von verschiedenen Armeelieferanten die nötige Ausrüstung und Bewaffnung, um überhaupt Krieg führen zu können. Den Kredit zahlte er dann leicht aus den eroberten Gebieten zurück. Die erste Begeisterung der Italiener über die Befreiung vom Joch der Habsburger legte sich sehr rasch, als sie merkten, welche schweren finanziellen Lasten ihnen auferlegt werden sollten. Es blieb das schwierige Problem, die Geldeinnahmen, die er aus den unterworfenen Ländern erpreßte, in diejenigen Waren umzusetzen, die er für die Kriegführung benötigte. An dieser Aufgabe waren bisher alle Staaten gescheitert. Jetzt, in einer Zeit mit verbesserten Wirtschafts- und Verkehrsverhältnissen, schien sie lösbar zu sein. Große Unternehmer wie der Armeelieferant Ouvrard zauberten die Waren hervor, die benötigt wurden, wenn sie nur genügend verdienten.

Die Probe darauf, ob dieses System wirklich unter allen Verhältnissen funktionierte, war jedoch der russische Feldzug. Hier, unter Begleitumständen, die an das 17. Jahrhundert erinnerten, angesichts der weiten Entfernungen und der dünnen Besiedlung, versagte das napoleonische System. Die Armee wurde weniger durch den Feind und nicht einmal entscheidend durch die Kälte und den Schnee, sondern mehr durch den völligen Zusammenbruch des Nachschubs vernichtet. Die Erfahrungen der Heere Ludwigs XIV. wiederholten sich, wenn auch entsprechend den fortgeschritteneren Formen erst bei sehr viel größeren Entfernungen. Trotz der Besetzung von Moskau und trotz der genügenden Goldvorräte war es einfach nicht möglich, die Verpflegung für Menschen und Pferde und die notwendige warme Kleidung zu beschaffen. Die vorgeschobenen Magazine, wie etwa das von Smolensk, reichten nicht aus. Es war wohl möglich, genügend Munition oder genügend Getreide zu speichern, aber dann fehlten die Pferde, um diese Güter den Truppen rechtzeitig und in ausreichender Menge zuzuführen.

Es ist bewundernswert, wie dann im Jahre 1813 die Aufgabe der Finanzierung der Befreiungskriege gelöst wurde. Rußland war zum größten Teil verwüstet, dennoch stellte es ein großes Heer, das bis Paris vormarschierte. Preußen war überschuldet, dennoch hat es zum Siege wesentlich beigetragen. Österreich litt noch unter den früheren Niederlagen, dennoch trat es entschlossen auf die Seite der Gegner Napoleons. Gewiß stand hinter diesen Mächten England und gab in reichem Maße Geld. Aber das konnte nur ein kleiner Beitrag sein, zumal England selbst gezwungen war, ein ansehnliches Heer unter Wellington in Spanien zu unterhalten, und es ebenfalls stark überschuldet war.

Das Mittel, womit auch der Befreiungskrieg finanziert wurde, war der Kredit. Die Folgen sollten sich dann in den Jahrzehnten zeigen, die den Kriegen folgten. Daneben müssen wir jedoch feststellen, daß sich in diesen Kämpfen ein neues Element gezeigt hatte, das Nationalbewußtsein. Das ganze Volk nahm an den Kriegen teil, die keine Kabinettskriege mehr waren. Deswegen war die militärische Leistung nicht mehr so stark von der Finanzierung abhängig. Die Soldaten des 18. Jahrhunderts waren Söldner gewesen. Bis zur

Revolution hatten sogar die Schweizer eine nicht unbedeutende Rolle im französischen Heere gespielt. Jetzt wurden die eigenen Söhne aufgerufen, und sie kamen unabhängig von der Frage des Soldes. Das Offizierkorps war nicht mehr ausschließlich aus dem Adel gebildet. Dafür wurde dieser jetzt ganz anders zur Steuerleistung herangezogen als im Ancien Régime. Das galt nicht nur für das revolutionäre Frankreich, sondern auch für Preußen, wo die Reformen des Freiherrn vom Stein zuerst auf erbitterten Widerstand bei den Junkern gestoßen waren.

Die napoleonischen Kriege haben so die Finanzierung des Krieges auf eine sehr viel breitere Grundlage gestellt. An die Stelle der Besteuerung des Außenhandels und des Luxus war die Heranziehung der gesamten Bevölkerung getreten. Dazu kam die freiere Beweglichkeit durch die Erschließung neuer Finanzquellen im Kredit. Allerdings werden die Völker bald erkennen, daß sie damit ihre Zukunft vorbelasten. Sie geraten in die Abhängigkeit der neuen Finanzmächte hinein, die sich von den früheren dadurch unterscheiden, daß sie nicht mit ihrem Namen, sondern unter dem Deckmantel des unpersönlichen Wertpapiers auftreten. Mit der Schlacht von Waterloo beginnt auch der Aufstieg des jüdischen Bankhauses Rothschild.

Hatte der österreichische General Montecucculi noch im 17. Jahrhundert das Wort geprägt, daß zum Kriegführen dreierlei gehöre, Geld, Geld und wiederum Geld, so endet die napoleonische Epoche anscheinend mit der Überzeugung, daß Geld keine entscheidende Rolle spiele. Bei den wesentlichen Entscheidungen haben finanzielle Erwägungen nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Wenn wir etwa vergleichen, welche großen Schwierigkeiten England bei der ersten Aufstellung des Heeres von Wellington in Portugal hatte und wie sehr diese Bedenken schwanden, sobald in London der Kriegswille erwacht war, so müssen wir erkennen, daß die tatsächlichen Verhältnisse zurücktraten gegenüber der politischen Willensbildung. Aber erkauft wurde die freiere Beweglichkeit durch eine Abhängigkeit, die sich in Friedenszeiten drückend bemerkbar machen sollte. Der eigentliche Grund liegt in der neuen sozialen Schichtung, die die Französische Revolution geschaffen hatte.

An die Stelle der großen feudalen Vermögen, die in der Hauptsache im Grundbesitz ruhten, war das bürgerliche Kapital getreten, das in Fabriken und Vorräten angelegt war und das nun sehr viel leichter für die Zwecke des Krieges herangezogen werden konnte. Wie der Aufstieg Preußens durch die Umlagerung der Staatseinnahmen von der Besteuerung des Handels auf die Ergebnisse der Staatsdomänen bedingt war, so war der napoleonische Aufstieg durch die Mobilisierung der feudalen Vermögen durch die Revolution ermöglicht worden. Das Zusammenfallen dieser sozialen Umwälzung mit der technischen des Maschinenzeitalters beschleunigte die Herstellung etwa von Kriegsgerät und gab den napoleonischen Kriegen die ungeheure Wucht und die breiten Ausmaße. Napoleon ist sich dessen durchaus bewußt gewesen. Er hat die Kriegsindustrien angeregt, wobei er sogar für die Herstellung der roten Farbe für die Uniformen den Anbau von Krapp durch entsprechende Gesetze begünstigte.
Diese beiden Faktoren sollten dann der Kriegführung und der Kriegsfinanzierung des 19. Jahrhunderts ihr besonderes Gesicht geben.

V. Der Materialkrieg

Die modernen Erfindungen haben das Gesicht der Welt verändert. Eisenbahnen überzogen die Länder und ließen die Riesenstädte entstehen. Auf Kohle und Eisen beruhte der Aufbau der modernen Schwerindustrie, die zugleich den Welthandel erst durch das Dampfschiff in den gewaltigen Ausmaßen möglich machte. Es war selbstverständlich, daß diese Entwicklung auch den Krieg und damit seine Finanzierung völlig umgestaltete.
Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 war nur ein Vorspiel. Immerhin zeigte sich damals bereits die große Bedeutung der modernen Waffen, auf der französischen Seite des Chassepot-Gewehrs und der Mitrailleuse, auf der deutschen Seite der Krupp-Geschütze. Die Heere hielten sich jedoch damals noch in Grenzen, die angesichts der gewachsenen Finanzkräfte als durchaus gemäßigt zu bezeichnen waren. Wir müssen uns das so vorstellen, daß sich die Völker der ihnen innewohnenden Kraft nicht bewußt waren, weil sie

über den Krieg und seine inneren Gesetze veraltete Vorstellungen hatten. Bereits in dem Konflikt zwischen dem preußischen Könige Wilhelm I. und seinem Abgeordnetenhause wegen der Verstärkung des preußischen Heeres hatte sich gezeigt, daß die Volksvertreter den Notwendigkeiten des modernen Staates ohne genügendes Verständnis gegenüberstanden. Bismarck, der sich über den Widerstand der Abgeordneten hinwegsetzte, hatte sehr viel besser gesehen, welche Machtmittel dem modernen Staate zur Verfügung stehen, und er hatte auch den Willen, sich ihrer zu bedienen.

Die liberalistische Weltanschauung, die damals Europa beherrschte, verstand es nicht, die gesamten Kräfte einer Nation aufzubieten. Die Besteuerung stand noch in den ersten Anfängen, die Finanzierung eines Krieges mußte über Anleihen vorgenommen werden. Wir wissen, daß sich dabei Bismarck des Hauses Bleichröder bediente, während in Frankreich das Haus Rothschild die Kosten des Krieges vorschoß. Es war von diesen jüdischen Bankiers nicht zu erwarten, daß sie mehr bieten konnten als eine sehr begrenzte Abschöpfung der flüssigen Gelder einer Volkswirtschaft. Daher wurde die Summe von 5 Milliarden Francs, die Bismarck 1871 als Kriegsentschädigung forderte, zunächst stark überschätzt. Für das besiegte, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil besetzte Frankreich erschien diese Summe unaufbringbar. Dennoch war sie früher getilgt, als das selbst Optimisten hatten annehmen wollen.

Dennoch hat dieser Beweis für die erstaunliche wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Frankreichs nicht dazu geführt, daß die grundsätzlichen Anschauungen über den Krieg und die Möglichkeiten seiner Finanzierung wesentlich geändert wurden. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, wie der Kriegsbeitrag von einer Milliarde Mark im Jahre 1913 als ganz ungewöhnliche Leistung hingestellt wurde. Der Reichstag hat wiederholt die von der Regierung geforderten Summen zusammengestrichen, obwohl sie schon längst in keinem Verhältnis mehr zur deutschen Wirtschaftskraft standen. Allgemein war die Auffassung vertreten, daß ein großer Krieg schon allein wegen der mit ihm verbundenen ungeheuren Kosten nicht lange andauern könnte. Es erschien fast unmöglich, Summen, die über 20 Milliarden Mark hinausgingen, auf dem damals üblichen Wege der Be-

steuerung oder Anleihe aufzubringen. Der **Weltkrieg** brachte da eine völlige Umwälzung.

Das deutsche Volk hat für den Weltkrieg rund 200 Milliarden Mark ausgegeben, oder anders gerechnet, in den viereinviertel Jahren mehr als das Vierfache des 1913 auf 45 Milliarden Mark geschätzten deutschen Volkseinkommens. Für den Finanzmann alter Schule war das kaum faßlich. Er ging von einer bestimmten Menge flüssigen oder, wie er damals sich ausdrückte, ersparten Kapitals aus, das die Form von Goldbeständen bei der Reichsbank, von Guthaben in den Sparkassen und von Lebensversicherungen oder anderen Formen des Kapitalbesitzes angenommen hatte. Rechnet man, daß nur ein geringer Teil dieses Kapitals „flüssig" ist, also auf dem Kapitalmarkt in Kriegsanleihe umgewandelt werden kann, so erscheint es zunächst als selbstverständlich, daß einmal die Grenze erreicht wird, über die hinaus eine Finanzierung des Krieges nicht mehr möglich ist.

Das **Eigenartige** der Weltkriegsfinanzierung bestand darin, daß die **Kapitalbeschaffung** um so **leichter** erschien, je weiter die **Verschuldung** des Reiches **fortgeschritten** war. Während die ersten Kriegsanleihen noch die vorhandenen Bestände an Spargroschen aufzuzehren schienen, schwoll die Papiergeldflut in den späteren Jahren mächtig an und suchte fast gewaltsam eine Anlage. Die Anleihen konnten erhöht und die Zeichnungspausen zwischen den verschiedenen Anleihen abgekürzt werden. Diese eigenartige Wandlung war nicht nur in Deutschland, sondern ebenso bei den westlichen Staaten festzustellen. Nur wurde sie dort überdeckt durch die großen Kredite, die sie damals aus Nordamerika erhielten.

Die Nationalökonomen alter Schule sprechen in solchen Fällen gern von **Inflation**. Sie weisen auf die Überfülle von Zahlungsmitteln hin, denen nicht mehr die entsprechende Menge von Gütern entspricht, so daß die Besitzer dieser Zahlungsmittel gezwungen sind, entweder höhere Preise für die Waren zu bezahlen und damit ihr eigenes Geld entwerten, oder es dem Staat anzuvertrauen in der Hoffnung, später den vollen Wert in Waren als Gegenleistung zurückzuerhalten. Menschen, die noch nie eine Inflation mitgemacht haben, wie das in der Regel für die Bürger der großen europäischen Staaten

galt, zogen es vor, das Geld zu „sparen", also in Kriegsanleihe anzulegen, als die angeblich überteuerten Kriegspreise zu zahlen. Selbst wenn wir diese Erklärung zunächst hinnehmen wollen, ist damit das Problem nicht gelöst, wie ein Staat derartig gewaltige Summen aufbringen kann, unter denen frühere Staaten sofort zusammengebrochen wären.

Die Frage der finanziellen Leistungsfähigkeit darf dabei nicht von der Frage der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit gelöst werden. In früheren Zeiten bestanden die Kriegskosten in erster Linie in der Ernährung, der Kleidung und der Ausrüstung des Heeres. In allen diesen Aufgaben war die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft begrenzt. Die Getreidevorräte waren im allgemeinen den Erfordernissen des Landes angepaßt. Sollten plötzlich größere Mengen von Getreide für die Armee aufgetrieben werden, so mußten sie aus den großen Kornkammern beschafft werden. Das waren im 18. Jahrhundert Preußen und Polen, im 19. Jahrhundert Rußland und die Überseegebiete. Hierbei konnte allerdings nur der Goldvorrat als Kaufkraft eingesetzt werden. Die erhöhten Ansprüche an die Bekleidungsindustrie konnten nur zum geringen Teile aus dem Inland gedeckt werden. Es gehörte eine lange Vorbereitung dazu, die Uniformschneiderei zu entwickeln, und sofort stiegen die Wollpreise, da auch hier die Vorräte nicht ausreichten. Am schlimmsten war es mit der Waffenschmiede bestellt, die noch in handwerklichem Sinne, bestenfalls in Form von größeren Manufakturen, betrieben wurde.

Die Stärke Preußens im 18. Jahrhundert bestand darin, daß es rechtzeitig die Kriegsindustrie entwickelt und vorbereitet hatte, da diese auf ein großes stehendes Heer auch in Friedenszeiten als Abnehmer rechnen konnte. Das bedeutete, daß die Lebenshaltung der breiten Volksmassen auch in Friedenszeiten so gestaltet war, daß die heimische Erzeugung zu einem beträchtlichen Teil für den Krieg frei blieb. Die reicheren Länder haben vielfach diese Entbehrungen nicht auf sich nehmen wollen, und so sahen sie sich bei Ausbruch eines Krieges den größten Schwierigkeiten in der Umstellung ihrer Volkswirtschaft gegenüber. Inzwischen hatten sich die technischen Möglichkeiten sehr erweitert. Das bedeutete, daß ein sehr

viel größerer Teil des Volkseinkommens im Kriege abgezweigt werden konnte, um es der Wehrmacht zur Verfügung zu stellen.
Im Jahre 1914 waren die Völker sich dieser Entwicklung nicht bewußt. Die Munitionsvorräte waren ungewöhnlich niedrig, weil die Dauer eines modernen Krieges schon mit Rücksicht auf dessen Kosten weit unterschätzt wurde. Nach französischen Angaben hatte Frankreich bei Kriegsausbruch nur einen Vorrat von 5,8 Millionen Granaten und eine Produktionskraft von 6500 Granaten pro Tag. Wir wollen dem gegenüberstellen, daß die englische Armee im September 1918 an einem einzigen Tage eine Million Granaten aller Kaliber verschossen hat. Die Materialschlacht wurde erst von 1916 an, also nach der Sommeschlacht, die zum erstenmal den Großeinsatz englischer Munition brachte, zum Kennzeichen der modernen Kriegführung. Sie war technisch bedingt durch die Produktionskraft der Eisen- und Stahlindustrie, die nicht nur die Granaten, sondern auch die notwendigen Kanonen zu liefern imstande war. Finanziell ermöglicht konnte sie nur durch eine neue, weitherzige Einstellung des Staates zu den modernen Problemen werden.
Wir müssen das Problem der Finanzierung des Materialkrieges darin sehen, daß ein ungewöhnlich hoher Teil des Volkseinkommens weder verzehrt noch in greifbaren Werten zurückgelegt wird, sondern der Vernichtung dient. Das läßt sich nur durchführen, wenn rücksichtslos die Substanz der Wirtschaft angegriffen wird, indem die Maschinen abgenutzt und nicht ersetzt, die Vorräte aufgezehrt und die Häuser nicht instand gehalten werden. Kapitalmäßig sieht diese Entwicklung so aus, daß nicht nur das Einkommen restlos für den Krieg bei Einschränkungen des privaten Verzehrs aufgebraucht wird, sondern daß in den Kapitalvermögen an Stelle der greifbaren Werte Versprechungen auf die Zukunft in Form von Kriegsanleihen oder sonstigen Staatspapieren treten.
Die Einschränkung des privaten Verbrauchs nimmt die Gestalt des Mangels an, ganz gleich, wie dieser Mangel sich äußert, als Teuerung, als begrenzte Zuteilung oder Fehlen von Gütern, etwa solchen, die früher aus dem Auslande eingeführt worden sind. Was im Einkommen über das Angebot an Waren hinausgeht, muß entweder von den Steuern abgeschöpft werden oder als bewußtes oder

unvermeidliches Sparen wieder die Form von Versprechungen auf die Zukunft annehmen. Am gefährlichsten ist es, wenn dieses Versprechen auf die Zukunft nicht auf lange Frist gebunden ist, sondern jederzeit auf den Markt drängen kann. Es war daher die Absicht aller kriegführenden Staaten, die ersparten Gelder in Form von Kriegsanleihen auf längere Frist zu binden. Das war nur in bedingter Weise möglich.

Zunächst war es nicht leicht, die gesamten flüssigen Gelder in Kriegsanleihen zu überführen. Das Deutsche Reich hat in vier Jahren insgesamt nur 96 Milliarden Kriegsanleihen ausgegeben, also nur weniger als die Hälfte der Kriegskosten. Die übrigen Summen mußten neben den Steuern kurzfristig aufgebracht werden in Form von nicht bezahlten Rechnungen, also in kaufmännischem Kredit, in Form von Darlehen bei der Reichsbank und von kurzfristigen Schatzanweisungen, die immer wieder verlängert wurden. Aber sieht man auch von diesen kurzfristigen Schulden ab, so ist es ein Irrtum zu glauben, die Kriegsanleihen gehörten nicht mehr zu den Sorgenkindern der Finanzminister. Der Besitzer einer Kriegsanleihe ist jederzeit in der Lage, diese auf dem freien Markt zu verkaufen, und der Staat sieht sich auch ohne gesetzliche Verpflichtung veranlaßt, so viel von diesen Anleihen aufzunehmen, wie nötig ist, um den Kurs nicht absinken zu lassen. Die Kriegsfinanzierung ist nur durchzuführen, solange das feste Vertrauen der Bevölkerung zur Führung und auf den Sieg besteht. Es ist erstaunlich, was die Bevölkerung der großen kriegführenden Mächte an finanziellen Beiträgen geleistet hat.

Nach amerikanischen Schätzungen haben für Zwecke des Krieges ausgegeben:

Großbritannien	11	Milliarden	Pfund	Sterling
Britisches Weltreich	3,5	„	„	„
Frankreich	7,9	„	„	„
Rußland	5,3	„	„	„
Vereinigte Staaten	8,1	„	„	„
Alle Feindstaaten	40,9	„	„	„
Deutschland	10,3	„	„	„
Österreich-Ungarn	4	„	„	„
Alle Mittelmächte	15,1	„	„	„

Dabei wurden die Währungen immer nach Vorkriegsparität umgerechnet.
Wir werden damit rechnen können, daß die Staaten im Durchschnitt zwei Drittel des Volksvermögens während des Krieges wenigstens dem Werte nach ausgegeben haben. Das war nur möglich, indem der Nominalwert des Volksvermögens sehr stark gesteigert oder, anders ausgedrückt, der Sachwert der aufgehäuften Schulden stark vermindert wurde.
Alle Finanzminister haben sich lebhaft gegen die Geldentwertung gewandt, die die Ersparnisse der Witwen und Waisen und den Rückhalt des Mittelstandes angreifen mußte. Sie predigten auf der einen Seite Ersparnisse, auf der anderen Seite sahen sie zu, wie die Preissteigerung eine fühlbare Verschlechterung des Geldes herbeiführte. Das war aber unvermeidlich, wenn man die vorhandene Kaufkraft nicht durch andere Mittel zu bändigen verstand. Die große Gefahr lag für die Wirtschaft darin, daß der Anteil der langfristigen Kapitalhingabe im Verhältnis zur kurzfristigen immer ungünstiger wurde. Das bedeutete, daß die „Flüssigkeit" des Publikums und der Banken immer größer werden mußte, um die Zeichnung der Kriegsanleihen sicherzustellen.
Wir können von einer Entthronung des Geldes als Maßstab sprechen. Der Geldmarkt spiegelte nicht mehr die wirklichen Verhältnisse der Wirtschaft wider, sondern war eine Einrichtung, die für sich bestand, mit ungeheuren Zahlen arbeitete und alles verschlang, was in diesen Abgrund hineingeworfen wurde. Es entstand eine Spannung zwischen Wirklichkeit und Geldwert, die nicht mehr überbrückt werden konnte. Die Überführung der Arbeitskraft wie der Vorräte und Anlagen in den Dienst des Krieges spielte sich in dieser unwirklichen Welt des Papiergeldes ab. Die Löhne und Gehälter verloren den sicheren Maßstab, sie bewegten sich in Gegensätzen, die vor dem Kriege unbekannt waren.
Es gab Leistungen und Sachwerte, deren Entgelt vom Krieg kaum berührt wurde, da sie außerhalb der Nachfrage der Rüstung standen. Dazu gehörten etwa die Beamtengehälter, die Mieten, die Renten aus Kapitalbesitz. Dann gab es Werte, die unter staatlichem Zwang standen, vor allem die Löhne der eingezogenen Soldaten und die

Unterstützungen ihrer Angehörigen. Dafür tobten sich die Lohn- und Preissteigerungen in der Kriegsindustrie und in den Kriegsgewinnen aus. Wir wollen nicht vergessen, daß am Ende des Krieges das Reich versprochen hatte, eine Schuld von rund 175 Milliarden Mark zu verzinsen. Dieser ungeheuren Summe stand eine durch den Krieg hart mitgenommene Volkswirtschaft gegenüber, die dieser Last auch dann nicht gewachsen gewesen wäre, wenn der unglückliche Kriegsausgang nicht noch zusätzlich die Reparationen und die Zerstörungen der Revolution gebracht hätte. In England und Frankreich lag das Problem etwas anders, weil das Versailler Diktat einige Jahre lang die Hoffnung nährte, daß Deutschland alle Kriegslasten bezahlen würde. Als diese trügerische Hoffnung zusammenbrach, stellten die Alliierten die Zahlungen von Zinsen an die Nordamerikaner ein.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben den Franzosen 3 Milliarden Dollar, den Engländern 4¼ Milliarden Dollar und den Italienern 1,6 Milliarden Dollar vorgeschossen. Ohne diese Finanzierung hätten die Feindmächte ihre großen Einkäufe in Nordamerika und in den neutralen Ländern nicht durchführen können. Die Schwierigkeit aus diesen Krediten zeigte sich erst nach dem Weltkriege, aber dann in erster Linie durch die Weigerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Rückzahlung dieser Schulden oder auch nur deren Verzinsung in Form von Waren entgegenzunehmen. Das ist jedoch ein Problem, das mit der Finanzierung selbst nichts zu tun hat. Zunächst war diese Kreditgewährung ein Vorteil, der auch nicht mit der Verschuldung eines kriegführenden Landes im Inneren zu vergleichen ist, weil zusätzlich zu eigenen Leistungsfähigkeiten die Unterstützung von außen hinzukam.

Für die ausländischen Kredite gilt daher nicht die Schwierigkeit, daß die rein finanziellen Aufgaben nicht entscheidend sind. Der Staat, der eine Kriegsanleihe auflegt oder auch Papiergeld ausgibt, erwirbt damit noch nicht die Güter, deren er dringend bedarf. Er muß erst durch den Geldschleier hindurchstoßen, um die Umgestaltung der Industrie zu verwirklichen. Das „Hindenburg"-Programm des Winters 1916/17 war nicht nur eine Finanzaufgabe, sondern sehr viel mehr die technische Aufgabe der Umstellung der

Schwerindustrie, die sich freiwillig bereitfand, ohne Rücksicht auf die Abnutzung der Anlagen die höchstmögliche Erzeugung an Kohle und Stahl herbeizuführen. Die finanzielle Entschädigung spielte daneben eine untergeordnete Rolle. Es war auch nicht so, daß die Lohnsteigerung erst die höhere Anspannung der Arbeiterschaft brachte. Die Lohnsteigerung trat dort zuerst auf, wo die festen und erprobten Formen der Wirtschaft fehlten, also nicht bei den Bergarbeitern, sondern in der verarbeitenden Industrie, die sich umstellen und erst die Frauen anlocken und in das Erwerbsleben hineinführen mußte. Erst von dort aus, den sogenannten „Munitionsarbeitern", drang die soziale Unzufriedenheit in breite Schichten und führte zu weiteren Lohnsteigerungen.

Die Gewerkschaften haben damals verhindert, daß die Organisation der Arbeit in Deutschland vom Staate direkt vorgenommen wurde, so daß es notwendig war, den notwendigen Bedarf auf dem Umweg über den freien Markt, also der Lohnsteigerung, zu decken. Das war eine um so größere Ungerechtigkeit, weil rund 20 v. H. der gesamten Bevölkerung, also fast alle Männer zwischen 17 und 47 Jahren, zu den Waffen gerufen wurden und dort aus dem wirtschaftlichen Leben ganz losgelöst waren. Das war das eigentliche Problem der Finanzierung des Weltkrieges. Sie blieb im Gelddenken stecken, sie rechnete nur nach Millionen und später nach Milliarden, statt die Dinge selbst zu sehen, die Industrie, die Landwirtschaft und die vorhandene Arbeitskraft, die richtig eingesetzt werden mußte.

Es ging über die Vorstellungskraft jener Zeit hinaus, daß die Aufgaben des Materialkrieges überhaupt nicht finanziell zu lösen sind. Es läßt sich die Senkung der Lebenshaltung nicht durch Steuern oder durch Hinlenkung auf Kriegsanleihen allein erreichen, weil sie ungleichmäßig ist. Die Besteuerung von Luxusgütern oder von hohen Einnahmen führt, rein steuerlich betrachtet, vielfach zur Überdrehung der Steuerschraube, indem die Erträgnisse durch den Verzicht der Bevölkerung verschwinden, statt zu steigen. Aber im Falle des Krieges ist auch nicht dieser finanztechnische Gesichtspunkt maßgebend, sondern die Notwendigkeit, diesen Verbrauch einzuschränken oder ganz darauf zu verzichten. Die Finanztechnik muß umdenken

lernen. Die Höhe der Summe hat eine geringere Bedeutung als die richtige Lenkung des Verbrauchs.
Die Staatsmänner des Weltkrieges wollten die Disziplin der Bevölkerung, die dazu gehört, um im Kriege das zu erzeugen, was notwendig ist, und nur das zu verbrauchen, was vorhanden ist, ersetzen durch eine scheinbare Freiheit, die sich im Rahmen der alten Aufgaben des Geldes hielt, und die nur durch die Bereitschaft gemildert war, dem Staat die überflüssige Kaufkraft als Kredit zur Verfügung zu stellen. Das führte dazu, daß diejenigen, die sich dieser Disziplin nicht beugen wollten, nun mit aller Macht als Kriegsgewinnler Sachwerte an sich zu reißen begannen, während die eigentlichen Opfer der Industrie und des Mittelstandes nicht anerkannt wurden.
Eine Kriegsfinanzierung, die nur die „Kriegsgewinne" besteuern will, statt das Angreifen der Substanz auch äußerlich in den Staatshaushalten sichtbar zu machen, wendet sich nicht an die Disziplin der Bevölkerung, sondern an deren guten Glauben. Das hat gewiß seine Vorteile. Es war sehr viel leichter für alle Staaten, Anleihen auszugeben und zu versprechen, daß diese zum vollen Werte einmal eingelöst werden würden, als sofort im gleichen Maße, wie sich das Volksvermögen abnützte, die Substanz heranzuziehen. England hat im Anfange des Weltkrieges noch versucht, die Finanzierung durch die alten Mittel der Besteuerung vorzunehmen. Es mußte angesichts der ungeheuren Kosten des modernen Materialkrieges einsehen, daß es ohne Anleihen nicht auskam. Wenn wir die tatsächlichen Kriegskosten mit dem Volksvermögen und dem Volkseinkommen während der Kriegsjahre vergleichen, können wir sagen, daß der Krieg nicht nur das gesamte Eigentum bei einer Senkung der Lebenshaltung auf die Hälfte, sondern mindestens auch ein Viertel des ursprünglichen Volksvermögens verschlungen hat. Es mag vom Standpunkt des Staates aus ein richtiges Bild geben, wenn er mit großen Schulden aus einem solchen Ringen hervorgeht. Vom Standpunkt der Volkswirtschaft war es ein großer Irrtum, unter diesen Umständen der Bevölkerung nominelle Ansprüche in die Hand zu geben, die sich auf mehr als die Hälfte des Vorkriegsvermögens beliefen. Das täuschte einen Reichtum vor, der nicht vorhanden war.

Wenn wir nach dem Geheimnis fragen, wie die Finanzierung des Weltkrieges mit diesen ungeheuren Kosten möglich war, so heißt die Antwort: gerade durch die Vorspiegelung dieses falschen Reichtums. Während sich die Politiker über die Kriegsgewinnler ereiferten, züchteten sie selbst den Kriegsgewinn, denn sie warfen diese Unmengen von Versprechungen auf den Markt, die zu einer scheinbaren Aufblähung der verbrieften Forderungen an die Zukunft führen mußte. Gewiß war es für den Staat leichter, dem einzelnen als Ersatz für die geforderte Mehrarbeit oder die Hingabe seiner Vorräte und Besitzungen ein Versprechen auf die Zukunft auszuhändigen, aber da die Gegenwerte sich nicht in werbenden Anlagen oder in Straßen und nützlichen Bauten darstellten, sondern auf den Schlachtfeldern des Materialkrieges als Granaten verschossen wurden, war dieses Versprechen eine Seifenblase. Sobald die Bevölkerung sich darüber Rechenschaft ablegte, zerplatzte sie.
Diejenigen Staaten, die ihre Kriegsschulden nicht durch Währungsverschlechterung herabsetzten oder gar löschten, waren Großbritannien und Nordamerika. Sie glaubten, gestützt auf den großen Reichtum ihrer Länder, ihr Versprechen einhalten zu können. Unter dieser Last haben sie sehr schwer zu leiden gehabt, bis die Weltwirtschaftskrise sie zwang, ebenfalls ihre Währung abgleiten zu lassen. England hat dann auch die Zahlung seiner Schuldenverpflichtungen an Nordamerika einstellen müssen. Ohne das Weltreich, das es für sich ausbeutet, also ohne die Fronarbeit der Farbigen in aller Welt, hätte selbst England die Finanzierung des Weltkrieges durch Anleihen nicht ertragen können.
Bei der Finanzierung des Weltkrieges muß noch ein Umstand berücksichtigt werden, den wir nicht hoch genug einschätzen können, die Tatsache, daß eine Finanzierung von diesen Ausmaßen damals zum ersten Male durchgeführt wurde. Wahrscheinlich hätte sie schon anders ausgesehen, wenn die Völker die Dauer und die Größe der Kosten des Krieges hätten überblicken können. Zunächst fing der Krieg noch in einem Rahmen an, für den noch die alten Vorstellungen zutrafen, und die Entwicklung zum Materialkrieg kam erst nach Jahren und steigerte sich bis in die letzte Zeit hinein. Dann war jedoch die Papierflut bereits derart gestiegen, daß die finan-

ziellen Probleme völlig überdeckt wurden von den technischen.
Die Folge waren die schweren Rückschläge nach Kriegsende, unter denen die „Sieger" genau so zu leiden hatten wie die Unterlegenen, die große Arbeitslosigkeit, die Zertrümmerung des Mittelstandes und die Entwurzelung der geistigen Arbeiter. Die Vorstellungen vom Staat und von der Wirtschaft wurden umgestürzt. Es hat sich vor allem eines dabei herausgestellt, daß es nämlich nicht möglich sein würde, noch einmal einen großen Krieg mit den gleichen Mitteln zu finanzieren.

VI. Die Gegenwart

Der Weltkrieg hatte die Kräfte aller Nationen überbeansprucht. Als er beendet war, ließen die gewaltigen Lasten auch die Sieger ihres Sieges nicht froh werden. Soziale Unruhen und schwere wirtschaftliche Krisen waren die Folge. Aber inzwischen stieg die technische Leistungsfähigkeit der Industrie und damit die Möglichkeit, neue Kriegswerkzeuge herzustellen.
Bis ins Jahr 1933 hinein wurde die Welt beherrscht durch die Bemühungen um eine allgemeine Abrüstung, die im Versailler Frieden ausdrücklich als Ziel der großen Entwicklung versprochen worden war. Es stellte sich jedoch immer deutlicher heraus, daß der Widerstand gegen die allgemeine Abrüstung größer war als der Friedenswille der Völker. Im April 1934 schloß das klare „Nein" der französischen Regierung die Bestrebungen der allgemeinen Abrüstung ab. Es begann das Wettrüsten.
Entscheidend dabei war, daß die Luftwaffe als neue Kriegsform ungewöhnlich hohe finanzielle Anforderungen stellte. Die technische Entwicklung hatte aus dem noch recht unbeholfenen Flugzeug des Weltkrieges eines der teuersten und wirkungsvollsten Kriegsinstrumente überhaupt gemacht. Dementsprechend waren auch die Kosten gestiegen. Ein englischer Betrachter hat geschätzt, daß ein Bomber des Jahres 1939 rund 144mal soviel kostete an Baustoff, Maschinen und Arbeitszeit wie ein Weltkriegsbomber. Dazu noch zwei Zahlen, ebenfalls aus englischer Quelle. Ein Bomber des Jahres

1939 bestand aus 70 000 Einzelteilen, der Hochleistungsflugmotor allein aus 11 000 Teilen.

Die Luftwaffe hat wie kaum eine andere Waffe vorher die Kosten eines Krieges erhöht. Bereits vor Kriegsausbruch gab England für seine Luftwaffe genau soviel aus wie für seine Marine, und nach Kriegsausbruch mußte sich dieses Verhältnis weiter zugunsten des Flugzeuges verschieben. Dabei hat die technische Entwicklung die gesamte Wehrmacht erfaßt. Die Steigerung der Kampfkraft der Artillerie, die Motorisierung ganzer Divisionen und die Herstellung neuer mechanischer Waffen hat auch das Landheer zwar sehr viel wirkungsvoller, aber auch sehr viel teurer werden lassen. Selbst die Infanterie, die einst mit dem Gewehr und einer Handvoll Patronen auszog, ist heute bereits eine mit allen Möglichkeiten ausgerüstete Truppe geworden.

Die Folge zeigte sich in den Kosten des Krieges seit 1939. Wir können das an den englischen Angaben erkennen. Von den 6 Millionen Pfund täglich in den ersten Monaten des Krieges sind die britischen Ausgaben für den Krieg auf über das Doppelte gestiegen. Ende des Jahres 1940 wurden die wöchentlichen Ausgaben auf 80—90 Millionen Pfund beziffert mit der Neigung, weiter zu steigern. Für Januar 1941 wurden die wöchentlichen Ausgaben bereits auf über 90 Millionen Pfund geschätzt, was einer Jahresausgabe von 5 Milliarden Pfund entsprechen würde. Die Engländer selbst bezeichnen diesen Krieg als den kostspieligsten, den sie jemals geführt haben, und es ist noch nicht sicher, ob in diesen Ausgaben bereits alle die Schäden enthalten sind, die die harten Schläge der deutschen Luftwaffe der britischen Industrie zufügen. Dabei hat dieser Krieg nicht zu den großen Materialschlachten geführt, die für den Weltkrieg kennzeichnend waren. Selbst die großen Kämpfe des Sommers 1940 im Westen haben nur den Verlust von Teilen einer einzigen Monatserzeugung in vielen Waffen und in der Munition nach sich gezogen, weil der rasche Sieg der deutschen Truppen dem geschlagenen Feinde keine Möglichkeit eines langhinhaltenden Widerstandes ließ. Dieses glänzende Ergebnis konnte im Jahre 1939 noch nicht mit Sicherheit in Rechnung gestellt werden. Die finanzielle Rüstung mußte von Anfang an auf volle Erfassung der gesamten Wirtschaftskraft des deutschen Volkes abgestellt werden.

Im Jahre 1914 konnten die Finanzminister noch hoffen, den Krieg in den alten Formen der hergebrachten Finanzlehren führen zu können. Die Kriegsgewinne sollten besteuert werden, daneben wandte sich der Staat an den Kapitalmarkt, um Kriegsanleihen aufzulegen. Bis diese Maschinerie erst angelaufen war, nahm er kurzfristige Kredite bei den Notenbanken auf, wobei die dadurch unvermeidliche Ausgabe von Papiergeld den Geldmarkt verflüssigte. Das waren kleine Mittel, die an der Größe der Aufgabe vorbeigingen. Die Finanzierung des gegenwärtigen Krieges hat sofort mit sehr viel tiefeinschneidenderen Maßnahmen eingesetzt.
Die Kosten sind so hoch, daß weder die überschüssigen Gewinne noch die ersparten Kapitalien ausreichen, um sie zu decken. Wir leben nicht im Zustande eines Volkes, an dessen Grenze ein kleines Heer ohne besondere Versorgung aus der Heimat steht, wie das noch im Zeitalter der Kabinettskriege der Fall war, sondern im Zustand einer belagerten Festung, die um Sein oder Nichtsein ficht. Während damals vielleicht noch die Frage der Aufbringung der Gelder für die Söldner eine Rolle spielte, damit diese sich im freien Markt dasjenige beschafften, was sie unbedingt brauchten oder worauf sie unter Berufung auf ihren Soldvertrag Anspruch hatten, wird heute das gesamte Volksvermögen ohne Rücksicht auf die finanziellen Folgen in den Dienst der nationalen Verteidigung gestellt.
Auch in der belagerten Festung prüft der Kommandant, über welche Vorräte er verfügen kann. Er nimmt den Bestand der Lebensmittel sowie der Waffen- und Munitionsmengen auf. Er untersucht die Möglichkeiten, aus Bleiröhren neue Kugeln gießen zu lassen. Er verfügt über die Arbeitskraft der Bewohner, die er im Vorfeld schanzen läßt oder die er hinter den Wällen aufstellt, damit sie bei einer Beschießung aufflammende Brände löschen können. Er läßt aber auch rücksichtslos diejenigen Häuser niederreißen, die seinen Kanonen das Schußfeld versperren. Er kümmert sich dabei niemals um die Kosten. Es kommt ihm nur darauf an, daß die Festung aushält, damit nicht der einbrechende Feind rücksichtslos alles plündert und niederbrennt, nur weil der Verteidiger sich durch falsche Schonung zurückhalten ließ, einen Teil zu zerstören.
Die ungeheuren Kosten des Krieges haben also in den Grundsätzen zu den Anfängen der Kriegsfinanzierung zurückgeführt, zu der direkten Beschlagnahme von Mensch und Gut. Die Finan-

zierung über das Geld hat damit ihre eigentliche Bedeutung verloren. In der modernen Wirtschaft, die noch ganz auf dem Gelde aufbaut, verlangt diese Umstellung jedoch eine große organisatorische Leistung. Wir brauchen nur die Klagen aus den westlichen Staaten über die Eingriffe des Staates und den sich daraus ergebenden Wirrwarr zu verfolgen, um zu erkennen, wie stark dieser Wandel in der liberalistischen Welt empfunden wird.

In Deutschland hat die neue Wirtschaft langsam einen Übergang zugelassen. Die Regelung des Arbeitsmarktes, dessen Loslösung von Nachfrage und Angebot und die planmäßige Lenkung des Arbeitseinsatzes, ist dabei nur ein Teilausschnitt. Dazu kommt etwa die Verfügung über die Metalle und das Eisen, die auch vor Kriegsausbruch in Deutschland bereits nach klaren Gesichtspunkten geregelt war. Wir können diesen Wandel so umreißen, daß die Verteilung der Güter in Deutschland bereits im Frieden nicht mehr durch das Geld, sondern durch die staatliche Lenkung bestimmt worden war. Was das bedeutet, braucht sich derjenige nicht zu fragen, der erkannt hat, daß Finanzierung vor allem Lenkung heißt.

Wir können das deutlich sehen, wenn wir an einem Beispiel den Kriegsbedarf verfolgen. Eine Batterie hat sich verschossen und fordert Granaten an. Diese werden ihr aus dem nächsten Depot geliefert, und dieses bestellt eine entsprechende Menge von der Industrie. Erst jetzt tritt die Frage der Bezahlung auf, da innerhalb des Heeres die Geldfrage ausgeschaltet ist. Das verleitet dazu, nicht den Bedarf des Heeres als solchen zu sehen, sondern nur den Finanzbedarf des Staates. Dieser tritt erst auf, wenn das Depot sich an die Industrie wendet, da diese auf Bezahlung der gelieferten Mengen von Kriegsgerät bestehen muß, um mit diesem Gelde die Arbeiter zu bezahlen, damit diese wiederum ihr Leben fristen können; um die Rohstoffe und die Maschinen anzuschaffen und um die Steuern zu bezahlen.

Der Unterschied zu früheren Kriegen, der sich bereits im Verlaufe des Weltkrieges herausstellte, besteht darin, daß früher erst das Geld bewilligt sein mußte, bevor das Depot seine Bestellung herausgab, während im modernen Krieg das Depot so viel an Bestellungen herausgibt, als die Industrie technisch überhaupt leisten kann. Im Weltkrieg setzte sich bei der Durchführung des Hindenburg-Program-

mes der Grundsatz durch: Geld spielt keine Rolle, aber nur in dem Sinne, daß jeder Preis bewilligt wurde.

Der neue Grundsatz heißt ebenfalls: Geld spielt keine Rolle, aber wir haben inzwischen gelernt, daß die Steigerung der Preise und Löhne nur auf kurze Zeit Höchstleistungen aus Menschen und Maschinen herauszuholen vermag. Dann frißt die Steigerung der Preise die Vorteile der Lohnsteigerung und die Lohnsteigerung die Vorteile der Preiserhöhung auf. Geld spielt keine Rolle heißt danach: An die Stelle des Anreizes durch größeren Gewinn oder Verdienst tritt die Organisation, oder anders ausgedrückt, an die Stelle der Selbsttäuschung eines erhöhten Einkommens in einer Zeit, da der größte Teil der Volkswirtschaft ausschließlich für die Verteidigung arbeitet, tritt die nationale Disziplin. Die Bevölkerung ist sich dessen bewußt, daß sie im Ringen um ihr Dasein alle Opfer bringen muß, die notwendig sind, um die Erzeugung von Kriegsgerät auf den höchsten auch nur denkbaren Stand zu bringen. Zu diesem Zweck muß sie den privaten Verbrauch auf das notwendigste einschränken.

Nun scheint es ein sehr einfaches Mittel zu geben, um diesen Erfolg zu erreichen. Wenn nichts da ist, kann die Bevölkerung nichts kaufen, was nicht notwendig ist. Dann kann sie ihr Geld nur auf die Sparkasse oder die Bank tragen, und diese Kreditinstitute können die aufgehäuften Gelder dem Staat kurzfristig zur Verfügung stellen. Das war der Grundgedanke der kurzfristigen Kreditaufnahme des Reichs bei den Banken im Weltkriege. Von Zeit zu Zeit gab dann das Reich eine Anleihe aus, die von den übermäßigen kurzfristigen Guthaben, die nur geringen Zinsertrag brachten, einen möglichst hohen Anteil langfristig gegen höheren Zinsfuß banden. Diese Form der Finanzierung setzt jedoch voraus, daß die zurückgehaltene Kaufkraft nicht ruckartig auf den Markt drängt, sondern daß die Bevölkerung wirklich Disziplin übt. Wenn einige wenige sich rechtzeitig mit allem Wünschenswerten eindecken, so bleibt für diejenigen, die sich am strengsten an die Anforderung der Disziplin gehalten haben, nichts übrig.

Dieses System hat noch einen anderen Nachteil, der sich nach dem Weltkrieg deutlich zeigte. Es schaltet das Geld derart aus, daß auch

in der Wirtschaft das Kreditgebäude untergraben wird. Es ist dabei gleichgültig, ob die Preise wie im Weltkriege steigen, so daß die Gefahr der Inflation die Menschen beunruhigt, oder ob die Waren verschwinden, da sie bei gleichbleibenden Preisen dem Andrang der gewachsenen Kaufkraft nicht standhalten. Das Vertrauen, das allein einem bedruckten Papierschein die Zauberkraft des Geldes verleiht, daß man nämlich jederzeit gegen diesen Schein ein zwar unbestimmtes, aber wertmäßig scharf umrissenes Gut erwerben kann, wird untergraben, wenn die Menschen nicht aus Sparwillen ihre Ersparnisse auf die Bank bringen, sondern weil sie nicht mehr wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollen.

In der belagerten Festung braucht sich der Kommandant nicht um die Finanzierung zu kümmern. Er erteilt Befehle. Wenn er die Bewohner morgens zu Schanzarbeiten antreten läßt, so erhalten sie ihre Rationen zugeteilt. Die Spaten hat er aus den Ladengeschäften herausholen lassen. Das Haus, das er niederreißen läßt, nimmt er einfach weg. Aber in dem Finanzamt sitzt ein Beamter, der für alle die Enteignungen Requisitionszettel ausschreibt, die dann nach glücklicher Beendigung der Belagerung der Stadtverwaltung vorgelegt werden. Die menschliche Arbeitskraft gilt als befriedigt, wenn nur für die Zeit der Beschäftigung Nahrung und Kleidung zur Verfügung gestellt wurde. Eigentum an Sachgütern gilt als heilig. Selbst wenn es vorübergehend beschlagnahmt oder zerstört wurde, wird der Anspruch anerkannt, daß es ersetzt werden muß.

Die Sorgen der Finanzierung überläßt der Kommandant der belagerten Festung der Zukunft. Es ist dabei gleichgültig, welche Form die übernommenen Verpflichtungen haben, ob die der Requisitionsscheine, der Anleihen oder der kurzfristigen Wechsel oder gar von Geldscheinen. Auch für den *modernen* Staat spielt die Form keine Rolle mehr, seitdem er gelernt hat, die Lenkung der Kaufkraft zu übernehmen. Die Bindung der Zahlungsmittelausgabe an das Gold hat früher die Möglichkeiten des Staates begrenzt, aber diese Bindung mußte fallen, sobald die Anforderungen stiegen. Es muß der Staat nur dafür sorgen, daß diese Freiheit *nicht die Ordnung des Wirtschaftslebens stört.*

Die gewöhnlichste Art dieser Störungen ist die *Preissteigerung.*

Wir haben beobachtet, daß in England in den ersten beiden Kriegsmonaten die Preise um rund 15 v. H. gestiegen sind, und selbst in Frankreich, das sofort zu einer strengen Preisüberwachung schritt, waren bedeutende Preissteigerungen unvermeidlich. Wie will jedoch der Staat organisieren und die Erzeugung lenken, wenn durch die Preisschwankungen die ruhige Entwicklung immer wieder unterbrochen wird? Lohnforderungen sind die unvermeidliche Folge. Trotz aller Beschwichtigungsversuche haben weder England noch Frankreich es verhindern können, daß die Arbeiterschaft in ihren Ländern wiederholt Lohnforderungen gestellt und deren Erfüllung erzwungen hat.

Die Preissteigerung tritt ein, wenn eine zu große Kaufkraft in einen verengten Markt dringt. Wenn der Staat mit Hilfe seiner Finanzhoheit mehr kauft oder mehr an Leistungen fordert, als vorhanden ist oder ihm ohne ernste Benachteiligung der privaten Industrie gewährt werden kann, dann entsteht ein Durcheinander; das muß sich in der praktischen Wirtschaft widerspiegeln, sei es, daß die Ware aus dem Markt verschwindet, sei es, daß sie im Preise steigt. Die Finanzierungsmethoden alten Stiles gingen von der Bindung der Kaufkraft der Zahlungsmittel an den Maßstab des Goldes aus. Ihre Sorge war daher die Auftreibung der Geldmittel in dem gesetzlich abgegrenzten Rahmen. Die Sorge der *modernen* Kriegsfinanzierung besteht darin, die *Gefahren zu bannen*, die sich aus der unbegrenzten Freiheit des Staates für die Wirtschaft ergeben können.

Die einfachste Methode — aber auch die gefährlichste, die deswegen von allen verantwortungsbewußten Staatsmännern abgelehnt wird — ist die, auf die *Notenpresse* zurückzugreifen. Im 17. und 18. Jahrhundert haben die Landesherren versucht, von ihrem Münzregal, ihrem gesetzlichen Vorrecht der Münzausgabe, Gebrauch zu machen, indem sie die Münzen in ihrem Edelmetallgehalt, vor allem im Silbergehalt, kürzten. Sie „wippten" und „kippten", wie die Beschneidung der Münzen damals genannt wurde. Auch Friedrich der Große hat zum Hilfsmittel der Münzverschlechterung gegriffen, um aus seinen Finanznöten herauszukommen. Aber was besagten schon diese kleinen Methoden gegenüber der Papiergeldwirtschaft, die mit

den Assignaten der Französischen Revolution begann und im Milliardenrausch der deutschen Nachkriegsinflation ihren Höhepunkt erreichte.
Die zweite Form der Kriegsfinanzierung ist die über kurzfristige Darlehen, die der Staat aufnimmt, ob das nun Schatzanweisungen, Rüstungswechsel oder Bankkredite sind, wobei es ebenfalls gleichgültig ist, ob diese Kredite „freiwillig" oder mit mehr oder minder ausgeprägtem Zwang gegeben werden. Das Deutsche Reich hat zu dieser „Zwischenfinanzierung" bereits vor dem Kriege zur Erfüllung seiner großen staatspolitischen Aufgaben gegriffen, wobei dann wiederholt festgestellt wurde, daß der kurzfristige Charakter eben den Aufgaben der „Zwischenfinanzierung" am besten angepaßt sei.
Die dritte Form ist die der langfristigen Anleihe, sei es der aufgelegten Reichs- oder Kriegsanleihe, sei es der langfristigen Bindung von Kaufkraft zugunsten der Aufgaben des Staates. Da die Finanzierung aus den laufenden Einnahmen bereits durch die äußerst mögliche Erhöhung der Steuersätze erfolgt, kann die darüber hinausgehende Bezahlung der eingesetzten menschlichen Arbeitskraft oder der angehäuften Reserven in Gestalt von Vorräten oder Anlagen erst in sehr langen Zeiträumen erfolgen. Deswegen kann die „Zwischenfinanzierung", wie schon der Name sagt, nur eine vorübergehende Maßnahme sein, die ähnlich wie die große „Konsolidierung" der Zwischenfinanzierung vor dem Kriege schließlich in langfristige Anleihen umgewandelt werden muß. Der Staat kann nicht versprechen, seine Schulden in kürzerer Frist abzudecken, wenn er genau weiß, daß er nur auf sehr langen Zeitraum gerechnet an die Zurückzahlung denken kann. Hier ergibt sich die wirkliche Schwierigkeit.
Die Ausgaben für den Krieg kann der Staat bei der ihm heute innewohnenden Allmacht nach Belieben vornehmen ohne Rücksicht auf Finanzierungssorgen. Die Umwandlung der dabei kurzfristig gegebenen Zahlungsversprechen in langfristige Anleihen ist nur möglich, wenn die Bevölkerung das volle Vertrauen in die Staatsführung hegen kann, daß sie ihre Ersparnisse auch auf lange Frist sicher weiß. Bei der Umwandlung der kurzfristigen Finanzierung der Aufrüstung vor dem Kriege in die langfristigen Reichsanleihen war ge-

rade das Vertrauen zur deutschen Wirtschaftsführung ausschlaggebend. Dieses Vertrauen muß erst recht in Kriegszeiten gegeben sein, denn ohne das wäre die Kriegsfinanzierung nur ein System der Aushilfen, nicht die wirkliche Lösung der großen nationalen Aufgaben. Hat Montecucculi noch gesagt, daß zum Kriegführen Geld gehört, so kann man heute das Wort dahin abändern, daß zum Kriegführen Vertrauen, Vertrauen und nochmals Vertrauen gehöre.

Das Vertrauen richtet sich auf drei Erwartungen, auf den endgültigen Sieg, auf die Aufrechterhaltung der Lebenshaltung im Innern und auf die Verteidigung der Stabilität des Preisniveaus, also der „Währung" im weitesten Sinne. Hier hat sich die Politik der Westmächte, die das Pfund Sterling und den französischen Frank wiederholt haben abgleiten lassen, bei Kriegsausbruch bitter gerächt. Die Währungen mußten einen erneuten Entwertungsprozeß durchmachen, die die Preise entsprechend steigen ließen. In Deutschland hat sich hingegen die Verteidigung der Mark nach außen und des Preisniveaus nach innen glänzend bewährt. Die Lebenshaltungskosten blieben nach den amtlichen Angaben nahezu unverändert. Das Vertrauen in die Stabilität der Mark auch unter den schwierigsten Verhältnissen wurde voll bestätigt. Damit war wohl die wichtigste Voraussetzung für die Kriegsfinanzierung geschaffen.

Die zweite Voraussetzung war die Stabilität der Lebenshaltung. Wenn die gesteigerte Kaufkraft ungezügelt hätte auf den Markt dringen können, so hätte die Gefahr bestanden, daß auch die lebensnotwendigen Waren von dieser Welle erfaßt und weggeschwemmt würden. Die Einführung der Bezugskarten für Nahrung und Kleidung hat auch hier die Gefahren einer Kriegsfinanzierung aus der freien Verfügungsgewalt des Staates beseitigt. Und zuletzt konnte der Arbeitsmarkt geregelt und gelenkt werden, da auch hier schon in den Jahren vor dem Kriege die organisatorischen Voraussetzungen einer planmäßigen Lenkung des Arbeitseinsatzes geschaffen worden waren.

Vielen wird die Größe der darin liegenden Leistung nicht voll bewußt werden, weil sie in den alten Vorstellungen leben, die eine Bindung des Staates an äußere Grenzen annehmen, etwa in

der Zahlungsmittelausgabe an das vorhandene Gold oder bei den Ausgaben an Einnahmen und an die auf dem offenen Kapitalmarkt aufgelegten Anleihen. Mit diesen Bindungen wäre die Finanzierung eines modernen Krieges nicht mehr möglich. Das war bereits zu ersehen, als England trotz seiner großen Reserven nicht in der Lage war, mit den alten Methoden seine Rüstung zu finanzieren. Sobald der Krieg ausbrach, hat es nicht nur die Steuern empfindlich erhöht, sondern ist gleichzeitig zur freien Finanzgebarung, das bedeutet zur Vergebung von Aufträgen ausschließlich nach den technischen Möglichkeiten, nicht den finanziellen, übergegangen. Frankreich will nur noch den zivilen Bedarf in Höhe von rund 80 Milliarden Franken durch Einnahmen decken, die Kriegsausgaben in Höhe von 250 Milliarden Franken jedoch durch Kreditaufnahme, die zunächst kurzfristig vorgenommen werden soll, also als Zwischenfinanzierung, um sie dann, wenn der Geldmarkt erst „gelockert" ist, in eine langfristige umzuwandeln.

So könnte der Eindruck entstehen, als ob heute die Frage der Kriegsfinanzierung leichter zu lösen wäre als früher. Je mehr die Summen angestiegen sind, die der Krieg verschlingt, desto leichter scheint es zu sein, sie aufzutreiben. Wir brauchen nur zu sehen, wie etwa in Japan sich die verantwortlichen Finanzberater noch vor wenigen Jahren dagegen gewehrt haben, einen Staatshaushalt in Höhe von 3 Milliarden Yen als für die japanische Wirtschaft tragbar anzuerkennen. Jetzt, nach zwei Jahren Krieg, wird ein Staatshaushalt von über 10 Milliarden Yen glatt bewilligt, obwohl inzwischen die Ausfuhr durch den Krieg schwer gelitten hat und die Landwirtschaft den Mangel an Arbeitskräften durch die Einziehungen hart empfindet.

Wir wollen nicht den Wandel der Formen in den Vordergrund stellen. Er spiegelt nur den Wandel in der Einstellung der Völker zum Kriege selbst wider. Aus den Schrecken des Weltkrieges und aus den bitteren Erfahrungen der Nachkriegszeit, genauer gesagt, aus dem Versailler Diktat, hat das deutsche Volk gelernt, die Schicksalsfragen der Nation anders zu sehen. Nicht die Finanzierung des Krieges hat sich geändert, sondern die Erkenntnis, daß die Nation verloren ist, die nicht ihr alles freudig setzt an das Ringen um

ihre Daseinsberechtigung. Die organisatorischen Maßregeln allein würden den Wandel nicht bringen.
Aus diesem Grunde standen die westlichen Demokratien dem „Wunder" der deutschen Wirtschaftsführung und der deutschen Kriegsfinanzierung verständnislos gegenüber. Sie verstanden nicht, was geleistet worden ist, weil sie nur die äußeren Formen sahen, nicht den Geist rückhaltlosen Einsatzes der gesamten Güter und der gesamten Arbeitskraft. Kein Geringerer als der französische Finanzminister Reynaud hat nach wenigen Monaten Krieg diesen Irrtum eingestehen müssen. Er versuchte, nun ebenfalls in seinem eigenen Volke den Geist der Opferbereitschaft und der Hingabe großzuziehen, und er verwies dabei ausdrücklich auf das deutsche Beispiel, das er den Franzosen zur Nacheiferung empfahl.
So kehren wir heute gewissermaßen zu den Anfängen der Kriegsfinanzierung zurück, zu den Formen jener Zeiten, da die belagerte Stadt alles einsetzen mußte und eingesetzt hat, um den drängenden Feind abzuwehren. Ganz Deutschland ist zur belagerten Festung geworden. Hat es noch im Weltkrieg manchmal an der Erkenntnis gefehlt, worum das Ringen ging, so weiß heute jedermann in Deutschland: um Sein oder Nichtsein. Diese Einsicht und die daraus entspringende Entschlossenheit zeichnet auch die Finanzierung dieses Krieges aus. Welche Formen im einzelnen sich herausbilden werden, bleibt dabei gleichgültig. Wesentlich ist nur, daß dem Reich alle Mittel zur Verfügung stehen, den Sieg zu erringen und die Bedrohung des Lebens des deutschen Volkes abzuwehren.

